(11.)

Eines Dichters Bazar.

Von

H. C. Andersen.

Zweiter Theil.

Dritte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Joh. Friedr. Hartknoch.
1873.

Stadtbibliothek
Augsburg

Rom und Neapel.

I.

Ankunft in Rom.

Rom ist gewiß die einzige Stadt, in welcher ein Fremder, der sich ohne Bekanntschaft ansiedelt, sich heimisch fühlen kann. Ein stiller Sinn wird hier so einsam und abgesondert zu leben vermögen, wie er sich es wünscht, und der unruhigste Geist Abwechselungen genug finden, denn hier vergeht kein Tag, ohne daß er für Augen und Gedanken etwas Neues bringt.

Man muß ein ganzes Jahr in Rom leben, um das Bild dieser Weltstadt richtig aufzufassen, welche zu jeder Jahreszeit ihre eigenthümliche Färbung hat. Es ist eben so interessant, Rom im Herbst zu sehen, wenn die tanzenden Mädchen von der Weinlese kommen, als während der Carnevalstage, wo die muntern Masken die Straßen füllen. Man muß in Rom sein, wenn der Schnee auf den Bergen liegt und die Schildwache, mit ihrem Kohlenbecken vor sich, auf ihrem Posten steht, während die barfüßigen Knaben die Füße auf das Eis setzen und sagen, daß es brenne. Man muß

in Rom sein in der glühenden Sonnenhitze, wenn der kühlende Springbrunnen am Abend singende Schaaren um sich versammelt.

Der Reisende aus dem Norden, welcher, indem er in die Stadt hineinrollt, glaubt, er werde eine Stadt sehen, die ihn an Nürnberg erinnere oder ein noch älteres Gepräge darbiete, wird im höchsten Grade überrascht von dem heitern Anblick, der gefälligen Regelmäßigkeit, dem ganz Modernen, das sich ihm zeigt. Man erblickt sogleich einen großen, schönen Platz mit einem Obelisken und Springbrunnen, eleganten Hotels, herrlichen Terrassen mit neuen Statuen und Basreliefs; junge duftende Akazien bilden Alleen, eine neben der andern; die vornehme Welt rollt in prächtigen Wagen vorüber; englische Damen und römische Dandies zeigen sich zu Pferde. Das Einzige, was das Bild des Modernen stören möchte, wäre vielleicht, wenn ein Paar der rothbemalten plumpen Kutschen der Cardinäle vorüberkämen, auf welchen Kutscher und Diener Perrücken und dreieckige Hüte tragen.

Gegen das Stadtthor erstrecken sich drei Straßen*); die mittelste ist der Corso, diejenige, in welcher Carneval, Wettrennen und Spazierfahrten stattfinden. Sie ist eine prächtige Straße mit breitem Fliesentrottoir, Läden, Kirchen, und vor Allem mit vielen Menschen. Diese wollen wir hinabfahren und in eine der Seiten-

---

*) Babbuino, il corso und ripetta sind die Namen der drei Straßen.

straßen zur Linken einbiegen, und wir befinden uns auf dem sogenannten spanischen Platze.

Wie man erzählt, stieg die Tiber einst so hoch, daß sie ein Boot auf diesen Platz führte; plötzlich sank das Wasser und das Boot blieb hier liegen, gerade wo jetzt die Wasserkunst ist. Michel Angelo, der die Zeichnung zu dieser verfertigen sollte; nahm das gestrandete Boot als Motiv, und daher sieht man nun in der Mitte des runden Bassins ein Boot aus Stein, dem das Wasser entströmt.

Hinter der Fontaine erhebt sich eine steinerne Treppe, welche so breit ist wie eine ganze Straße, und so hoch wie die Nachbarhäuser; es ist die sogenannte spanische Treppe, welche zu dem französischen Nonnenkloster, zu der französischen Akademie, so wie zu der schönsten und besuchtesten Promenade führt.

Einst war diese Treppe sehr im Verruf wegen Ueberfall bei Abend und Nacht. Aehnliches hat man jetzt, seitdem Laternen angebracht sind und ein Soldat Wache steht, lange nicht gehört, und doch brennen erstere schlecht und Letzterer sitzt Abends immer im Schilderhause. Bei Tage wimmelt es hier von Bettlern mit welken Gliedern. Einige hüpfen wie Frösche, indem sie die Hände zum Springen gebrauchen, Andere liegen lang ausgestreckt und zeigen die kranken Glieder.

Von der Treppe oberster Stufe, bei dem gemauerten Geländer, hat man eine Aussicht über das halbe Rom mit seinen Thürmen und Kuppeln; aber noch wollen wir dies nicht sehen; wir folgen der vor uns liegenden

Straße, es ist die via felice, und hier haben zwei Könige ihre Wohnungen. Wo liegen die Schlösser? Seht, dort zur Linken, das schmalste Haus von allen, eingeklemmt zwischen ärmlichen Häusern und selbst eben so ärmlich; zwei Fenster ohne Glas, nur mit Eisenstangen versehen, eine Thür mit einem Hammer und der Inschrift: Villa Matta. Das ist das Palais des Königs von Bayern in Rom. Gehen wir hinein — ja dann ist der dürftige Eingang bald vergessen; wir sind in einem prächtigen Garten, wo große Lobeerhecken die Gänge einschließen; Pinien erheben ihre grüne Wölbung und die kleine Wohnung, von welcher man hinausschaut über die Stadt, auf die sieben Hügel, hinaus zu den blauen Sabiner- und Albanerbergen.

Die Wohnung des andern Königs liegt rechts und sieht einem Palais ähnlicher, obgleich die Fenster etwas unregelmäßig angebracht sind. Ein düsterer Gang mit steinernen Treppen führt zu den Zimmern hinauf, welche nur Fußböden von Mauersteinen haben, dafür aber Wände, die mit den herrlichsten Bildern prangen.

Hier wohnt Thorwaldsen.

Wir folgen der Straße, in der wir uns befinden, und gelangen auf einen großen Platz, so echt römisch, daß keiner gezeigt werden kann, welcher Rom besser repräsentirt. Man erblickt hier einen Theil des Kapuzinerklosters, alte verfallene Mauern, eine Reihe schlechter kleiner Häuser, und hinter diesen einen der prächtigsten Paläste, welcher einen Bilderschatz umschließt. Zur Rechten haben wir Läden, echt römische, mit

Lorbeern, Guirlanden von rothen und weißen Würsten, Käsepyramiden, Mosaik aus Feigen und Orangen, ganzen Orgeln aus Lichtern; dabei Alles so geschmackvoll geordnet, als werde hier ein großes Fest gefeiert.

Die Lampe brennt Tag und Nacht vor dem Madonnenbilde an der Ecke; ein Thronhimmel erhebt sich darüber, ein kleiner Altar steht zu ihren Füßen, und auf demselben erblickt man Blumentöpfe mit flatternden, seidnen Bändern, während die Mauer ringsum mit Votivtafeln behängt ist, kleinen Bildern, die alle Krankheiten, alles Unglück vorstellen, welche die Madonna geheilt und wovon sie die Menschen errettet hat; man sieht die durchgehenden Pferde, die sie in ihrem Lauf aufhielt, man sieht das Kind in den Brunnen fallen und doch gerettet werden. Es ist eine ganze kleine Wunderausstellung, eine ganze Galerie von Unglücksfällen, die gut ablaufen. Am Hause selbst ist kein Platz für mehrere Votivtafeln, und darum ist die letzte an dem gegenüberliegenden angebracht.

Aber wir müssen den Platz selbst betrachten. In der Mitte steht ein mächtiger, steinerner Triton, der mit vollen Backen in die Muschel bläst; so daß der Wasserstrahl viele Ellen im Sonnenschein steigt und wie ein Prisma in den Farben des Regenbogens spielt. Herrliche, weiße Ochsen mit ellenlangen Hörnern liegen hier, von den Wagen ausgespannt. Bauern stehen in Gruppen mit bunten Bändern um die spitzen Hüte und spielen morra. Mädchen, kräftig schön, den Goldkamm in dem glänzend schwarzen Haar tragend, schauen

einem tanzenden Paar zu; das Tambourin ertönt, es ist lustig anzuhören und anzuschauen. Der Kapuziner, welcher mit seinem Bettelsack auf dem Rücken vorübergeht, schielt mit einem Lächeln nach den Vergnügten.

Ja, hier sind wir so recht in Rom! In diesem Theile wohnen gewöhnlich die Fremden; hier wollen auch wir bleiben, von hier aus unsere Ausflüge machen und sehen — ja, nur Einzelheiten von dem Vielen, das mir sich am lebhaftesten einprägte.

II.

Die Familie Borghese.

In der Straße il corso liegt die Kirche San Carlo. Musik und Gesang tönt durch die hohen Wölbungen, tausend Lichter werden in Procession getragen; ein vergoldeter, weißer Sarg mit himmelblauem Deckel steht auf einem hohen Fußgestell von Kandelabern mit brennenden Schaalen umgeben; aber kein irdischer Staub ruht in diesem Sarge. In der Kirche Santa Maria maggiore*), dem reichen Begräbniß der Borghese, ruht Guendalina Borghese Talbot; hier, vor dem leeren Sarkophage, wurden kostbare Seelenmessen gelesen, und die Armen weinten um sie, die sie verloren.

*) Eine der bedeutendsten und schönsten Kirchen Roms. Ihre 40 ionischen Säulen, aus griechischem Marmor, sind aus dem Tempel der Juno Lucina. Die Decke ist mit dem ersten Golde vergoldet, welches aus Peru nach Europa kam.

In den zuletzt verflossenen Monaten*) segelte in jeder Nacht der Todesengel die gelbe Tiber herauf, stieg an das Land und wandelte mit Sturmschritten durch die engen Gassen zu den Häusern der Armen, zu den Palästen der Reichen, und wo er kam, bezeichnete er ein Haupt mit dem Todeszeichen.

In den schweigenden Straßen während der Nacht, in dem lärmenden Gewühl des Tages, aber dem irdischen Auge nicht sichtbar, schritt der Todesengel die enge Treppe aus Mauersteinen hinauf, hinauf über die breiten Marmorfliesen.

In der via ripetta**) liegt ein kleines unbewohntes Haus; eine große offene Wölbung macht seine beiden obersten Etagen aus, so daß man aus den Fenstern des Palazzo Borghese, welches mit einem Flügel gegen die enge Seitenstraße liegt, durch diesen Bogen in die via ripetta hinausschauen und die gelbe Tiber erblicken kann an der Stelle, wo die Fähre hinübergezogen wird; ferner das gegenüberliegende Ufer, die Peterskirche, ja selbst die fernen Hügel.

Das Zimmer in dem Palazzo Borghese, aus welchem man diese Aussicht hat; gehört zu der großen Bildergalerie, welche sich durch viele Säle erstreckt. Hier ertönt ewig das Concert Leonello Spada's, hier verlöscht nie der rothe Abendhimmel, der Loth und seinen Töchtern leuchtet, Gherardodelle Notti bannte ihn

*) 1840.

**) Eine der drei geraden Straßen, die sich von der piazza del popolo erstrecken.

mit Geist und Flamme fest; ewig regnet das Gold mit mächtigem Klange, den Raphael ihm ertheilen konnte, in Danae's Schoos.

Durch diese Säle wandelte in der Nacht der Todesengel, mit den großen Fittichen, die Alles hinter sich verbergen; der Todesengel, auf dessen Stirn der Stern glänzt und uns Unsterblichkeit verkündet, der kräftige junge Tod, der kein Gerippe ist, sondern ein kühner Jüngling, welcher keck den Lebensfaden zerschneidet.

Durch diese reichen Säle wandelte der Todesengel. Domenichino's Sibylle schien die Augen zu erheben! Cesar Borgia, dem Raphael Unsterblichkeit verliehen, wollte aus dem Rahmen treten; — aber ruhig schritt der Todesengel fort, die breite Treppe zwischen den herrlichen Marmorbildern hinauf. —

Ein Sohn des Geschlechtes Borghese wurde dem Tode geweiht.

Und der Trauerflor wurde dem reichen Wappen angeheftet, aber ehe er aufgehängt wurde, kam der Todesengel wieder, er suchte die Mutter, welche über ihr Kind weinte, der Todesengel küßte ihr die Brust, sie starb. —

Mutter und Sohn waren todt.

Der Arme weinte, es war Trauer in den Hütten, Jammer im reichen Schlosse der Borghese; aber noch lebten ja zwei Söhne. Wieder kam der Todesengel, noch einer der Söhne mußte sterben; der Letzte war übrig, aber mit Kummer im Herzen, mit Fieber im Blut.

„Wo ist mein Bruder?“ fragte er, und in dem-

selben Augenblicke trugen sie des Bruders Leiche aus dem Thore des Palastes.

Keine Antwort ertönte; der Todesengel küßte den Mund des Fragenden — auch er war todt.

Jammer und Noth war in dem reichen prächtigen Palaste der Borghesen. Die beste, die liebevollste Mutter war todt, todt ihre drei Söhne; — das ewige Rom vergoß Thränen, seine Dichter sangen zur Harfe Lieder der Wehmuth. Eins derselben rührte mein Herz, ich gebe es hier wieder in wirklicher Uebertragung:

Der Tod der Fürstin Guendalina Borghese Talbot und ihrer drei Söhne.

Der Glaube pflanzte einst mit großer Sorgfalt
An der Themse eine Blume des Paradieses,
Schön erwuchs sie dort als eine Narcisse,
So sehr war sie in ihrer Reinheit mit Grazie geschmückt.

Von dort verpflanzte sie mit flammendem Antlitz
Die Mildthätigkeit nach dem Ufer der Tiber,
Und hier erweckte sie in Allen Liebe und Freude
Durch den Duft, den sie um sich her verbreitete.

Aber der süße Duft stieg auch zum Himmel auf.
Und dadurch faßten den Wunsch, sie zu besitzen,
Die Seelen, die dort der Freude genießen.

Auf göttlichen Wink kam ein Engel herab,
Riß die Blume mit drei Knospen heraus und trug sie
Hinauf zur Liebe der Seligen und in den Schooß Gottes.

F. F.

III.

Roms Kirchen.

Ja, es giebt nicht weniger als 328 Kirchen in der Stadt Rom. Diese zu beschreiben würde eben so ermüdend werden als die Beschreibung zu lesen, wir beschränken uns daher auf drei, die auf demselben Wege liegen; in diesen wollen wir unsern Kirchgang halten.

Ueber der spanischen Treppe haben wir die Kirche Trinità dei monti; an jedem Sonntagmorgen strömt eine Schaar Fremder hierher, sie wollen die Schwestern singen und musiciren hören. Der blinde Bettler hält mit seinem Rücken den schweren Thürvorhang empor, damit die Menge desto leichter hineinschreite. Er schüttelt seine blecherne Büchse, aber Keiner scheint es zu bemerken, denn schon ertönt Gesang von weichen Frauenstimmen, es scheint das Weinen der Engel, aufgelöst in Harmonie, zu sein. Keine geistesarme Predigt stört hier die Andacht, der Geist schwingt sich auf Tönen zu Gott.

Die Kirche ist hell und gemüthlich, die Sonne strahlt auf die goldnen, bunten Wände. Ein Gitter trennt die Zuhörer von den Nonnen, welche mit den armen kleinen Mädchen, die sie erziehen, um den Altar sitzen. Ueber dem Gitter ist ein brennendes Herz, von einem Dornenkranz umschlungen, abgebildet; es spricht: „das Herz soll nur für Gott flammen unter den Dornen der Erde!“ oder bedeutet es: „mein Herz brennt, aber des Klosters Dornenkranz umschließt es!“?

Mit lebensfrohem Blick schaut der Fremde durch das Gitter auf die gefangenen Tauben! — Ach, was mag wohl besser sein; einsam mit Gott und sich selbst unter der schwarzen Cypresse im Klostergarten zu sitzen, oder zu den flatternden Vögeln zu gehören, die paarweise über Berg und Thal fliegen, wo das Netz ausgespannt ist, wo der Jäger zielt? — — Frage nicht die junge bleiche Nonne, störe sie nicht! Sie hat ihren Schmerz ausgeweint und singt heute ihre Freude hinter dem schwarzen Gitter.

Man erzählte von einer Schwester, die unter Allen am schönsten sang, unter Allen die Bleichste war. Eines Sonntags früh vermißten sie die Fremden. Zur selbigen Stunde gruben zwei alte Männer ihr Grab im Klostergarten, der Spaten tönte, er stieß gegen einen harten Stein, die Erde wurde fortgeschafft und ein Marmorbild aus alten Zeiten der Erde enthoben. Ein schöner Bacchus, der Gott des Genusses, entstieg zum Sonnenlicht dem Grabe, welches Eine empfangen sollte, die nie das Leben genoß. Auch das Grab kann ironisch sein! —

Aus der Kirche Trinità dei monti wandern wir die Straße hinab, biegen um eine Ecke und stehen vor der Kapuzinerkirche. Drinnen findet man schöne Bilder, im Kloster sind kühle Gänge, sie umschließen einen kleinen Garten, wo die Citronenbäume, mit Zweigen schwer von Früchten, wachsen; aber bei alledem halten wir uns nicht auf. Unter der Kirche, jedoch nicht unter der Erde, ist eine Reihe Capellen,

diese wollen wir besuchen! Die Sonne scheint herein durch die vergitterten Fenster, die Luft fächelt frisch und rein, und doch gehen wir zwischen Todten. Wände, Decke, alle die kleinen Capellen hier sind einzig und allein aus Menschenknochen aufgeführt; wohin wir uns wenden, erblicken wir Knochen, sie bilden Rosetten, Schnörkel und Bilder. Um einen Todtenkopf sind zwei Hüftknochen dergestalt angebracht, daß sie wie Flügel aussehen; ein Thron aus Knochen ist in einer der Knochennischen errichtet, zwei kleine Kinderskelette*) schweben als Engel darüber, doppelte Hüftknochen bilden ihre Flügel. Kronleuchter, ebenfalls aus Menschenknochen, hängen hier und können, mittelst eines Seiles, herauf und herunter gezogen werden. Hände greifen in einander und bilden seltsame Arabesken. Der Fußboden dagegen in jeder kleinen Capelle ist gewöhnliche Erde, vermischt mit Erde von Jerusalem. Die Leichen der Mönche, welche hier beigesetzt werden, nimmt man nach Verlauf von acht Jahren wieder heraus; hängen die Glieder dann noch zusammen, so wird dem Todten eine Kapuzinerkutte angezogen und er in einer der Nischen aufgestellt, mit einem Blumenbouquet oder Gebetbuch in der Hand.

Es ist seltsam zu sehen, welcher höchst verschiedene Ausdruck in diesen oft mumienhaften Physignomien liegen kann. Der Mönch, welcher die Fremden herum-

---

*) Kinder des Geschlechtes Barberini, welches in dieser Kirche sein Familienbegräbniß hat.

führt, deutet oft auf eine dieser stummen Gestalten und spricht: „er war mein Freund und Bruder hier im Kloster, wir hatten einander sehr lieb! — Betet für uns!“

Das Ganze ist mein memento mori, welches man nie vergißt; und dennoch hat der Anblick nichts Unangenehmes. Wir sehen das Vergängliche, aber im Sonnenscheine, in frischer Luft, es spielt gleichsam mit sich selbst, um das Bild des Todes zu mildern.

Die dritte Kirche, die wir betreten, Santa Maria degli Angeli, findet man inmitten der Ruinen von Diocletian's Bädern; diese sehen aus, als wären sie ein Theil der alten Stadtmauern; sie nehmen einen bedeutenden Platz ein. Ein Theil dient als Heumagazin, ein anderer ist in ein großes Hospitium verwandelt. Dicht an diesem, neben einer Reihe verfallener Bogen und geborstener Mauern, sieht man einen Eingang wie zu einer Capelle; man tritt hinein und steht in einer der größten und schönsten Kirchen Roms.

Es ist Diocletian's Badestube; mächtige Säulen, jede aus einem mächtigen Granitblock, prangen hier noch seit jenen Tagen*).

In dieser Kirche ist es so anmuthig, so heiter, als ginge man im Freien unter einem Piniendach, aber zugleich so feierlich, einsam, echt katholisch. Die Wände prangen mit herrlichen Bildern, hier findet man Do-

*) Von den 8 Säulen hat jede 16 Fuß im Umkreis und 43 in der Höhe.

menichino's S. Sebastian, hier Carlo Marati's*) Taufe Christi.

In keiner der großen Kirchen Roms findet man solche Einsamkeit als hier; man sieht nur einzelne Fremde über den marmornen Fußboden wandeln; ein Mönch zieht den Vorhang von einem der verborgenen Bilder weg, die Thüre zum Kloster steht angelehnt, und hat man hineingeschaut, so könnte man Lust bekommen, hier zu bleiben, denn weder im Kloster, noch in der Kirche sieht man etwas Beengendes oder Drückendes. Große kühle Bogengänge umschließen einen Garten, der mit den größten Cypressen prangt, die Rom aufzuweisen hat. Ich habe keine Pappeln so hoch und üppig gesehen, wie die Bäume, welche hier einen Springbrunnen beschatten.

Man bekommt Lust, mit dem Mönche zu arbeiten,

---

*) In dem capellenähnlichen Gebäude, durch welches man in die Kirche gelangt, liegt zur Linken Carlo Marati und zur Rechten Salvator Rosa; die Büste eines Jeden steht auf dem Grabe. Diesen beiden Gräbern gerade gegenüber befinden sich zwei andere, deren Inschriften mir als die schönsten und inhaltreichsten vorkommen, welche ich bisher gelesen; sie lauten so:

Corpus humo tegitur,
Fama per ora volat,
Spiritus astra tenet.

Die andere ist nicht weniger bezeichnend:

Virtute vixit,
Memoria vivit,
Gloria vivit.

welcher in dem kleinen Gärten vor den Zellen Kräuter pflanzt; jeder Garten hier erscheint als eine Laube von Weinreben, Apfelsinen- und Citronenbäumen. Die warmen Sonnenstrahlen schimmern zwischen den dunkelgrünen Blättern hindurch und vereinigen sich gleichsam in den goldglänzenden Früchten.

Aus dieser duftenden, grünen Capelle der Natur geht der Mönch in das große Gotteshaus, beugt seine Knie und preiset seinen Gott in stiller Einsamkeit.

IV.

Feenschlösser in der Wirklichkeit.

„Noch leben die alten Götter!“ — ja, das kann man in einem Märchen sagen, aber in der Wirklichkeit? diese ist oft selbst ein Märchen.

Das Kind, welches „Tausend und eine Nacht“ liest, sieht in der Phantasie die prächtigsten Zauberschlösser und erfreut sich daran; dann aber kommt das ältere, es sagt: „Aehnliches findet man nicht in der Wirklichkeit!“ und doch findet man es dort. Der Vatican und die Peterskirche in Rom zeigen eine Größe, eine Pracht und gewähren einen Anblick, ganz wie die Schlösser, welche die Phantasie in dem alten morgenländischen Buche aufgeführt hat. Wir können es selbst sehen und erfahren, ob die alten Götter noch leben.

Schon stehen wir auf dem Petersplatze und werden rechts und links von drei Reihen von Säulengängen

eingeschlossen. Die Kirche gerade vor uns ist in allen ihren Verhältnissen so großartig, daß wir für sie keinen Maßstab haben. Sie passen so zu einander, zum Platz und zu dem mächtigen Vatican nebenan, daß wir nur sagen: „es ist großes Gebäude von drei Stockwerken!“ Aber wir betrachten das Menschengewühl, welches die Treppe hinaufsströmt, — diese hat die Breite des ganzen Gebäudes, und die Menschen werden dann, nachdem das Auge das Verhältniß der Thür und Fenster aufgefaßt hat, nur Punkte und Puppen. Wir erkennen die Größe, ohne sie noch begriffen zu haben.

In der Mitte des Platzes steht ein Obelisk, und an jeder Seite desselben ein Springbrunnen, welche rücksichtlich der Umgebung eine passende Größe haben, aber betrachten wir jeden für sich allein, so sehen wir, daß sie überraschend groß sind. Man erzählt von einem fremden Fürsten, daß er beim Anblick der gewaltigen Wassermasse laut ausrief: „Nun ist es genug!“ indem er glaubte, daß dieses ungewöhnliche Schauspiel nur ihm zur Ehre, durch ungeheure Mittel, für eine kurze Zeit möglich gemacht sei; aber die Wasser fuhren fort zu springen, und springen stets mit demselben Reichthum. Schön ist es, wenn die Sonnenstrahlen einen Regenbogen auf die fallenden Tropfen malen.

Von dem Platze geht man rechts durch einen geschlossenen Gang in den Hof des Vaticans, welcher an drei Seiten von dem Gebäude eingeschlossen wird.

Er hat die Größe der Peterskirche, und daher machen beide neben einander aufgestellt nicht den Eindruck, den sie machen könnten.

Lanzenknechte in mittelalterlichem Costüm — sie sehen gerade so aus wie der Trefflebube in einem Spiel Karten — lauter deutsche Miethtruppen, halten in den Bogengängen und im Hofe Wache. Um jede Etage führt eine Galerie. In der obersten sind die Wände mit Landkarten al fresco bemalt, der Papst kann hier die Länder studiren, über die seine Vorfahren einst geherrscht. Die zweite Galerie ist eine ganze Bilderbibel, es sind die sogenannten Raphael'schen Logen. Erst in den letzten Jahren hat man die offnen Bogen mit großen Fenstern verschlossen, die Malereien sind etwas verblichen, die Arabesken ziemlich verwittert, ja sogar von frechen Händen abgekratzt, oder mit Namen von Reisenden beschrieben, die Niemand interessiren. Die unterste Galerie führt in den Flügel des Palastes, den der Papst nicht bewohnt, der aber die reichsten und herrlichsten Schätze der Welt umschließt.

Das ganze Gebäude besteht, wie wir wissen, aus 22 Höfen und 11,000 Zimmern; schon das klingt märchenhaft. Die Wanderung von einigen Stunden durch dasselbe kommt mir vor wie ein Aufenhalt in einen bezauberten Schlosse; der kühnsten Phantasie wird nicht Zeit vergönnt, sich etwas Neues zu schaffen, sie verstummt im Anschauen dieser Wirklichkeit, die eben so reich und keck ist wie sie selbst.

Laßt uns wandern!

Durch eine Gitterpforte treten wir in einen Gang, dessen Ende sich in blauer Ferne verliert; überall in der Welt, nur hier nicht, könnte er selbst ein reiches Museum genannt werden, denn Fußboden und Wände zeigen Erinnerungen der Vorzeit. Wir werfen einen Blick durch die Thür und werden von der Farbenpracht in den vielen Sälen geblendet, die hier auf einander folgen. Decke und Wände sind mit Gemälden überladen, aber keines prägt sich der Seele ein, sie machen eine Wirkung wie die Farbenbilder eines Kaleidoskops. Dies ist die Bibliothek, aber wo sind die Bücher? Sie stehen verborgen in niedrigen, weißbemalten und vergoldeten Schränken*).

Wir blicken durch eine andere Thüre; Licht strömt durch ein gläsernes Dach. Wände und Fußboden sind aus blankpolirtem Marmor, herrliche Statuen stehen an beiden Seiten, sie scheinen erst vor einem Augenblick aus den Marmorblöcken gehauen zu sein und doch sind mehr als tausend Jahre verflossen, seitdem sie den Klang des Meißels vernahmen. Man muß diese Schätze bei Fackelschein sehen, dann scheint der Marmor sich zu beleben; das bewegliche Licht macht, daß die Muskeln zu schwellen, die Falten der Kleider sich zu regen scheinen, das blasse Antlitz gewinnt Farbe.

Aber wir folgen wieder dem großen Gang, schreiten

---

*) Die Bibliothek der Königin Christine von Schweden macht eine bedeutende Sammlung aus.

einige Stufen hinauf, und eine Reihe von Sälen mit den schönsten Denkmälern des Alterthums, ein Saal immer reicher und herrlicher als der andere, erschließt sich uns; man ermüdet fast vom Anschauen, wie könnte man also beschreiben? Die Gottheiten des Olymps leben noch hier, die Musen begrüßen uns Sterbliche; Alles ist Schönheit und Größe.

Nur auf einem kleinen Fleck wollen wir verweilen, und von diesem möge man dann auf das Ganze schließen.

Wir stehen in einem kleinen Hofe, Gottes Sonne wirft hier ihre siebenfarbige Guirlande auf die hohen Wasserstrahlen, welche in das Marmorbassin plätschern. Der Hof wird von offnen Bogen umschlossen und in diesen prangen weltberühmte Herrlichkeiten. Hier stehen Antonius und der vaticanische Apollo; hier klagt Laokoon in ewigem Schmerz, von Schlangen umringelt; hier haben Canova's Gladiatoren und Perseus ihren Platz.

Man wird gleichsam überwältigt von dem Größten, das die Kunst hervorgebracht; es gewährt ein Ausruhen für Gedanken und Augen, einen Blick durch die Fenster zu werfen, und der Anblick, der hier Ruhe verleihen soll, ist die Aussicht über Rom und die Campagna bis zu den Bergen; es ist die Aussicht auf kleine, mit Fliesen gepflasterte Höfe oder prächtige Gärten, die im Winter im schönsten Grün prangen, Lorbeern bilden Bogengänge, Rosen scheinen längs der hohen Mauer hervorzuquellen; das Wasser plätschert aus künstlichen Grotten und Höhlen.

Sollte man nicht glauben, es sei ein geträumtes Märchen? und Alles hier ist doch Wirklichkeit, wunderschöne Wirklichkeit.

Durch ein in ägyptischem Styl aufgeführtes Vestibulum, welches mit den grandiosesten Sarkophagen prangt, jeder aus einem einzigen großen, kostbaren Stein, tritt man hinein in — ja ein Museum kann ich es nicht nennen, dazu ist es zu klein, — man tritt hinein in eine Pyramide Aegyptens. Der ganze Saal ist wie eine der größten und prächtigsten Grabkammern in den Pyramiden decorirt. Die Wände sind mit Säulen und tropischen Pflanzen bemalt, die Decke wölbt sich gleich einem Himmel, einem africanischen Sternenhimmel! Sie prangt in dem reinsten Ultramarin und mit einem Gewimmel reich vergoldeter Sterne; man versetzt sich nach Africa, man ist mitten in den Pyramiden und ringsum sitzen schweigend und düster die seltsamen Götzenbilder! In den Seitengemächern stehen Mumien, einige ihres Todtengewandes entkleidet, andere ganz verhüllt und in den bemalten Särgen verborgen.

Von den unförmlichen Steinbildern, den grellen Farben, die dem Auge begegnen, gehen wir zu den vollendetsten Bildern, die die Kunst aufzuzeigen hat. Eine kleine Bildergalerie, aber ein Schatz, wie er nur aus hundert andern gesammelt werden kann, ist hier, und der Weg dahin führt durch viele Säle, einige mit bunten Gobelins, zu denen Raphael die Zeichnung lieferte, andere mit Landkarten und Grundrissen der Städte, al fresco gemalt. Es ist als ob jeder Saal

in dem ungeheuern Vatican den andern überbieten wollte, entweder durch seine Kunstschätze oder durch seine Eigenthümlichkeit.

Nun stehen wir zwischen den unsterblichen Bildern — wohin sollen wir uns wenden? zu welchem Zimmer, nach welcher Wand? Dort sehen wir Domenichino's sterbenden Hieronymus, hier schwebt auf Wolken Raphael's Madonna del Foligno, hier ist sein letztes Werk, die Transfiguration. Perugino, Guilio Romano, Titian, Italiens größte Meister, begrüßen uns von diesen Wänden; sonderbar, wie eine kleine Blume aus dem Alltagsleben, prangt hier, zwischen Glorien und Wolken, ein kleines Thierstück von Paul Potter. Man sieht es dicht neben der Thür als einen bescheidenen Gast im Paradiese der Kunst, aber es ist kein unwürdiger.

Große Flügelthüren öffnen sich und wir stehen in Raphael's Stanzen, wandeln durch Säle, deren Mauern seine unsterblichen Bilder tragen. Welche Natur, Phantasie und Reinheit in jedem derselben!

Und was ist nun übrig nach einer Wanderung durch diese Herrlichkeit? Welches Menschenwerk giebt es, das uns durch größern Reichthum, mannigfaltigere Pracht überraschen könnte? Wir gehen durch mehrere Säle, große Thüren stehen offen zu — was wir hohe Kirchen nennen würden, sind hier nur — Capellen, sie strahlen mit Licht und Bildern; aber wir gehen vorüber, heben einen Thürvorhang und stehen in der

Peterskirche. Alles ist Marmor, Alles ist Gold und Mosaik, wir stehen in der größten Kirche der Welt!

„Ja, sie ist groß, aber doch nicht so groß als ich erwartete!“ sagt man, wenn man zum ersten Male hier eingetreten ist. Es geht uns hier wie in Gottes Natur, der Raum ist zu groß, als daß das Auge ihn ermessen könnte. Die Verhältnisse sind zu gigantisch, man muß erst die Kirche durchwandern, man muß die Menschenmasse, die den Platz zu füllen schien, sich darin bewegen sehen, man muß zur Marmortaube treten, die man in seinem Augenpunkt schwebend glaubte, und nun sehen, daß man die Hand erheben muß, um sie berühren zu können.

Die Mosaikengel in der Kuppel erscheinen uns so unbedeutend, und steigen wir hinauf, dann sehen wir, daß sie mehrere Ellen messen; von da schauen wir hinunter, und das Kreuz des Altars, tief unter uns, strebt zu einer Höhe, wie einer der Paläste Roms.

Man muß das flache Dach der Kirche besteigen, und wenn man oben ist, glaubt man auf einem Marktplatz zu sein. Die einzelnen Kuppeln erscheinen als Capellen, die größte Kuppel als eine mächtige Kirche. Rings-umher sind oben kleine Häuser für Handwerker, die hier beschäftigt sind, aufgeführt; hier sind Oefen, Kalk-gruben, hier ist eine kleine Stadt; muntere Kinder spielen auf dem großen Platze und klettern an dem hohen, gemauerten Geländer empor, um über Rom und die Campagna zum Meere und den Bergen hin zu schauen.

In der Osterwoche muß man die St. Peterskirche sehen, bei Abend wie im hellen Sonnenschein; es ist etwas ganz Feenhaftes, die sogenannte Kuppelbeleuchtung, denn nicht allein die Kuppel und das hoch auf derselben prangende Kreuz strahlt im Lampenlicht, nein, das ganze ungeheure Gebäude, mit den Säulengängen um den Platz! Alles sieht man im Contur des Feuers: die Lampen sind so reich vertheilt, und so angebracht, daß die ganze Architektur hervortritt. Es ist von großem Effect, an einem solchen Abende von dem erleuchteten Platz in die Kirche zu treten, wo Alles Nacht und Stille ist; aber mitten unter der Kuppel am Hochaltare strahlt eine Glorie von mehreren hundert silbernen Lampen, angebracht auf dem Geländer um St. Peter's Grab. Wir treten hin zu diesem und sehen hinab in die von Gold und Silber strahlende Capelle, wo das Marmorbild eines knieenden Papstes still sein Gebet verrichtet. Es ist ein Friede, eine Andacht in der Stille der Kirche, in der Gestalt dieses Greises, daß wir selbst davon erfüllt werden und, wie der Katholik, ein Bedürfniß fühlen, uns vor dem unsichtbaren Gott zu beugen.

Man muß bei Sonnenlicht diesen Gottestempel durchwandern, wenn es hier einsam ist und die schönen Stimmen aus den Seitencapellen ertönen; man muß hierher kommen an den großen Festen; Musik ertönt, Weihrauch duftet, Tausende von Menschen sinken auf die Kniee und empfangen den Segen eines Greises. Alles strahlt in Licht, Gold und Farben! Die berühm-

testen Bilder, die wir in Rom zerstreut gesehen, sind hier in Mosaik wiedergegeben und prangen als Altartafeln. Doch ein Altar hier zeigt kein Bild; zwei Riesengestalten in päpstlichem Ornat tragen dort einen Thron, es sitzt Niemand darauf, nur der unsichtbare Gott. Mächtige Marmorbilder treten aus den glänzenden Wänden hervor *).

Aber was deutet diese düstere, eherne Satue unter einem Throne, der mit Gold und Purpur prangt? Eine päpstliche Wache ist an jeder Seite aufgestellt; das Volk küßt der Figur den Fuß. Es ist das Bild St. Peter's, einst war es das Jupiter's; der Blitz ist seiner Hand entrissen, nun hält er die Schlüssel. In Rom leben noch die alten Götter. Der Fremde beugt sich vor ihnen im Museum, das Volk küßt in der Kirche ihren Fuß. Noch leben die alten Götter, — das ist der Anfang und Schluß des Märchens.

V.

Der Weihnachtsabend in Rom.

Je weiter der Schwede, der Norweger und der Däne sich von der Heimath entfernen, desto lauter pocht Jedem das Herz, wenn sie sich begegnen.

*) Jede Statue hier deutet auf den Stifter eines Mönchsordens. So sehen wir den Propheten Elias, ein brennendes Rad deutet den glühenden Wagen an, auf welchem er gen Himmel fuhr; er steht als Repräsentant der Camaldulensermönche da.

„Wir sind ein Volk, man nennt uns Skandinavier.“

Als ich 1833 in Rom war, feierten die drei Nationen ihren Weinachtsabend gemeinschaftlich, wie eine Familie. Gesang und Munterkeit passen nicht zu der römischen Feier des Geburtsfestes des Erlösers. Wir konnten daher in der Stadt nicht lustig sein, wollten aber doch unsere Freude nicht einbüßen, — keine Stadt ist so tolerant als Rom, — man räumte uns ein hübsches Local vor der Stadt ein, ein großes Haus in der Villa Borghese, inmitten eines Pinienwäldchens, dicht bei dem modernen Amphitheater. Wir schmückten den Saal mit Guirlanden und Kränzen, die Blumen pflückten wir im Garten. Die Luft war mild und warm, es war ein Weihnachten, wie im Juni in der Heimath.

Ein Weihnachtsbaum sollte geschafft werden, ein Tannenbaum, wie im Norden. Dieser war aber hier, ein gar zu kostbarer Schatz; wir müßten uns, sagte man, mit zwei großen Apfelsinenbäumen begnügen, die von der Wurzel abgesägt waren und voller Früchte hingen, und diese waren nicht etwa an die Zweige gebunden, nein, aus diesen hervorgewachsen. Wir waren gegen funfzig Scandinavier und darunter sieben Damen; diese trugen Kränze von frischen Rosen um die Schläfen, wir Männer dagegen Epheukränze. Die drei Nationen hatten zu Geschenken beigesteuert, welche durch das Loos gewonnen werden sollten; der Hauptgewinn war ein silberner Becher mit der Inschrift: „Der Weihnachtsabend in Rom 1833“, er war die

Gabe der drei Nationen, und wer erhielt ihn? Ich war der Glückliche!

Gegen Mitternacht brachen die Aelteren auf und gingen nach Rom zurück; Byström und Thorwaldsen waren unter diesen, ich folgte ihnen.

Das Thor der Stadt war geschlossen, aber um hinein zu gelangen, war uns die Weisung gegeben, wir sollten uns durch drei starke Schläge mit dem Hammer ankündigen und rufen: gli Scandinavi!

Ich dachte an Holberg's Comödie, in welcher Kilian an Troja's Thor klopft, und so erfaßte ich den Hammer, gab das Signal und unser Losungswort: gli Scandinavi! Eine kleine Lucke wurde geöffnet, und einzeln krochen wir nun hinein in die große Weltstadt.

Es war ein heiteres Weihnachten, warm und mild, wie eine Sommernacht in Norden.

Und nun derselbe Abend 1840. Keiner hatte an eine Weihnachtsfeier gedacht. Jeder saß für sich allein zu Hause. Das Wetter war kalt. Das Kaminfeuer wollte mein Zimmer nicht erwärmen.

Weit flogen die Gedanken umher, sie flogen gen Norden. Jetzt ist, flüsterten sie, dort der Weihnachtsbaum mit hundert bunten Lichtern angezündet, die Kinder jubeln in süßer Glückseligkeit! Jetzt sitzen sie daheim um den Tisch, singen ein Lied und trinken auf die Gesundheit der entfernten Freunde. Leben herrscht in der Stadt, Leben auf dem Lande, auf den alten Rittergütern. Die Fluren sind mit Lichtern und Tannen geschmückt, Teppiche liegen auf den Treppen,

die geputzten Diener springen geschäftig auf und ab. Die Musik ertönt, der Zug beginnt, es geht in den großen Tanzsaal. — Ja! Weihnachten ist heiter im Norden!

Ich verließ die einsame Kammer — das Volk strömte zur Kirche Santa Maria maggiore. Noch brannten darin nur einzelne Lampen. Männer, Weiber und Kinder, welche aus der Campagna und den Bergen hergewandert waren, saßen und lagen auf den Stufen, die zu den Capellen und Altären in den Seitengängen führen. Einige der armen Leute waren vor Müdigkeit eingeschlafen, andere beteten ihren Rosenkranz.

Nun wurden die Lichter angezündet. Die ganze Kirche strahlte in Purpur und Gold, Weihrauch duftete, Musik ertönte, der Gesang verkündete: „der Erlöser ist geboren, Halleluja!“ Die alten Cardinäle trugen Christi Krippe auf ihren Schultern durch die Gänge der Kirche, und das Volk erblickte um diese eine Glorie, glänzender als die, welche die tausend Lichter ausströmten. Es war als ob die Hirten, als ob die Engel sängen; Friede und Trost senkten sich in des Menschen Herz.

VI.

Drei römische Knaben.

In dem großartigen Rom findet man in engen Winkelgassen große Paläste, die, wenn sie auf einem freien Platze ständen, als Prachtgebäude betrachtet werden würden. Ich werde mit Feder und Tinte einen solchen zeichnen und, wie ich hoffe, so genau, daß man ihn nach der Zeichnung wiederfinden wird, wenn man weiß, daß er in der Straße ripetta gesucht werden muß.

Hohe Bogengänge mit künstlich behauenen Marmorsäulen schließen einen kleinen viereckigen Hof ein; Statuen stehen zwischen den Säulen und in den Nischen der Wände verstümmelte Marmorbilder; die Mauern prangen unten mit Basreliefs, oben mit colossalen Büsten der römischen Kaiser. Gras und Schlingpflanzen hängen um die Fußgestelle und schießen aus den Falten der Marmorkleider hervor. Die Spinne hat ihr Gewebe, gleich einem Trauerflor, zwischen Göttern und Kaisern ausgespannt. Im Hofe liegen Kohlstrünke, Citronenschalen, zerrissene Flaschenhalstern; Erde ist an der Seite der hier aufgestellten Marmorsarkophage aufgeworfen; einst umschlossen sie einen der Mächtigen Roms, jetzt verwahren sie einige Topfscherben, Salatblätter und Erde.

Die breite Marmortreppe, welche zu den Sälen des Palastes hinaufführt, ist noch schmutziger als der

Hof. Barfüßige, erfrorne Bettlerknaben sitzen hier im Kreise. Der Erste hat einen zerlumpten Teppich als Mantel über die Schultern geworfen und ein Rohr als Tabakspfeife im Munde. Der Zweite trägt eine Fußbekleidung aus Lumpen, mit einem Bindfaden zusammengebunden; der Rock ist so groß und weit, daß er doppelt um den Burschen reicht und ihm zugleich, wie ich glaube, als Beinkleid dient. Der Dritte hat einen Hut auf und eine Weste an, weiter nichts, glaube ich, falls nicht etwa der Pantoffel, der unterhalb der Stufe steht, zu seinem Anzuge gehört. Alle Drei spielen Karte.

Kann es interessiren, diese drei jungen Römer oder ihre Familie etwas näher kennen zu lernen? Zufälligerweise sind die Hauptpersonen der Familie in diesem Augenblicke auf der Terrasse bei der piazza del popolo versammelt. Hier steht eine Gruppe schwarzbärtiger Männer in blau und weißgestreiften Kleidern; es ist eine kenntliche Uniform, gewöhnlich gehört eine Kette dazu, aber sie wird am Beine getragen; es sind arbeitende römische Züchtlinge. Der Vorderste, der sich auf den Spaten stützt, ist der Vater des Knaben, der den zerfetzten Teppich als Ueberwurf trägt; ja, er ist sein Vater! Aber er ist weder ein Dieb noch ein Räuber; er ist nur niederträchtig! Es ist eine kurze Geschichte. Um seinen Herrn zu ärgern, ist er Züchtling geworden, Um seinen Herrn zu ärgern, führte er Contrebande in dessen Wagen mit sich; diese wurde gefunden, dafür trug er Sorge, denn das römische Gesetz bestimmt für

diesen Fall, daß Pferde und Wagen, wenn auch der Herr derselben unschuldig ist, ihm genommen werden und der Polizei zufallen. Der Knecht wird Züchtling, aber sein Herr muß täglich fünfzehn bajocchi für seinen Unterhalt ausgeben; das ist eine empfindliche Ausgabe. Ist nun der Knecht arbeitsam, dann besteht jedes seiner Zwangsjahre aus acht Monaten, und er erhält für seine Arbeit den höchsten Lohn.

Diese große Rechnenaufgabe ist es, die ihm durch den Kopf läuft, indem er sich auf den Spaten stützt.

„Mein Herr hat Pferde und Wagen eingebüßt — mein Herr muß täglich Kostgeld herausrücken — ich habe freie Wohnung, immer Arbeit, den höchsten Lohn, und bin mit Ehren Züchtling! Das ist vielleicht mehr, als mein Sohn wird.“

Auf der Promenade, dicht daneben, rollt ein leichtes kleines Cabriolet; ein reicher Franzose von einigen dreißig Jahren fährt es. Er ist schon früher in Rom gewesen, es ist acht Jahre her; jetzt fährt er seine junge Frau in der Weltstadt umher. Heute hatten sie gerade eine schöne weibliche Statue von Canova gesehen und bewundert. Der Franzose erkannte diese Schönheitsformen, die nun durch den Marmor unsterblich sind, aber er sagte es nicht. Die hübsche Guiditta ist Staub; ihr Sohn ist der zweite Bursche beim Kartenspiel, er wickelt sich in sein großes Kleid, wie der Vater in seinen reichen Mantel, indem er über die Promenade dahinjagt.

Der dritte Kleine mit Hut und Weste — wo finden

wir seine Eltern? Doch wir sind auf der Spur. — Unter dem Baum auf der Promenade steht ein runzliches Mütterchen mit ihrem Feuertopf im Arm; sie bittet um eine Kleinigkeit in Madonna's Namen! Sie kann nicht des Knaben Großmutter, noch weniger seine Mutter sein; nein, aber sie ist die Einzige, die uns etwas von ihm erzählen könnte.

In der Richtung nach der Brücke zur Engelsburg führt vom Petersplatz eine Straße; in dieser liegt ein großes Haus, in dessen Mauer sich eine bewegliche Nische befindet, ausgeschlagen mit derselben Art Zeug, woraus der Züchtlinge Kleider sind. Die Nische hat als Fußboden ein weiches Kissen, und läßt sich wie ein Schilderhaus herumdrehen; eine große Glocke hängt dicht daneben. Vor neun Jahren kam dieses alte Mütterchen und legte ein kleines Packet in die Nische, drehte sie herum, klingelte und eilte fort. Es ist das Findelhaus.

Von dorther ist der dritte Knabe. Die alte Frau könnte erzählen, aber wozu nützte es? Die junge, reiche Signora ist weit von hier, in dem schwimmenden Venedig, ein Muster der strengen und reinen Sitten. Dem Sohn geht es ja gut! Er sitzt auf Marmor und spielt Trumpf aus.

Es sind drei Knaben zum Malen! Der Ausdruck in den Augen, jede Bewegung, die schmutzigen Karten, die kecke Rauchwolke von den Cigarren — das ist eine Gruppe!

Sie wird durch eine Schaar Truthühner gestört,

die von zwei Bauern mit langen weißen Stöcken die Marmortreppe hinauf zu einem der höher gelegenen Säle getrieben werden, wo der Käufer wohnt, und wo es ihnen noch einige Tage erlaubt wird, herumzutrippeln, auf dem Fliesenboden unter der bunten Decke, die mit den reichen Wappen des ausgestorbenen Geschlechtes prangt. — —

VII.

Religiöse Gebräuche.

Die meisten Menschen bedürfen einer sinnlichen Einwirkung, um an gewissen Festtagen und in bestimmten Stunden ihren Sinn zur Andacht erheben zu können. Eine solche Wirkung übt der katholische Gottesdienst, aber er verliert sich zu sehr im Ceremonienwesen; es scheint hier, als habe die Kirche die Lehre: „werdet Ihr nicht wie die Kinder, so könnet Ihr nicht ins Himmelreich kommen," im verkehrten Sinne aufgefaßt, denn sie betrachten oft ihre Gemeinde als Kinder, welche sehen und glauben, mehr träumen als denken.

Jedes Fest, das ich in Rom sah, schloß eine wirklich schöne Idee in sich, aber die Ausführung derselben wurde oft, wenn ich mich so ausdrücken kann, zu sehr verkörpert; man wollte anschaulich darstellen, was nur ins Gebiet des Gefühls gehört und dadurch trat ein grelles, carrikirtes Bild hervor.

Ich glaube, daß alle gebildeten Katholiken das

Nämliche einsehen, denn an den Orten, wo ein religiöses Gefühl gleichsam verletzt wurde, sah ich nie eine andere Versammlung als Leute aus der allerniedrigsten Klasse, deren geistige Begriffe zu denen des Kindes hinabsteigen.

Es liegt unleugbar etwas Schönes darin, daß die Christen an einem Tage des Jahres sich der ersten Glaubensbrüder erinnern, die für sie litten, starben und mit ihrem Blute gleichsam die Kraft und Heiligkeit des Glaubens besiegelten. Die Katholiken haben daher ein eigenes Fest für die Märtyrer, und in Rom ist diesen eine Kirche, eine der prächtigsten, geweiht; nur einmal jährlich wird sie geöffnet *). Alles strahlt dann darin in Lichtglanz, und der Fußboden, ja selbst der Weg dahin ist mit Laub bestreut; aber man findet hier nichts, was den Gedanken zu der Seelengröße der Märtyrer und zu der Stärke des Glaubens, der ihnen den Muth gab, das Leben dafür aufzuopfern, erheben kann. In grellen Bildern ist ringsum der Tod der Märtyrer dargestellt; man sieht eine Reihe abscheulicher Greuelscenen: hier werden einem Weibe die Brüste abgeschnitten, dort martert man Einen zu Tode, hier werden Einem die Augen ausgerissen, dort Einer, Glied für Glied, in Stücke gehauen und darauf gebraten oder gekocht.

Man wendet sich ab von dem Schrecklichen, die

*) Am 26. December.

Seele fühlt sich davon niedergedrückt und empört, statt von der geistigen Größe erfüllt zu werden.

Es ist etwas poetisch Schönes, Weihnachten wie ein Fest der Kinder zu feiern; aber so wie dieses in der Kirche Ara-coeli in Rom geschieht, wird die Schönheit der Idee durch ihre materielle Ausführung vernichtet.

Eine der Seitencapellen, im linken Gang der Kirche, ist gänzlich in ein Theater verwandelt, mit Coulissen Hintergrund und Decoration. Die Scene zeigt eine ländliche Gegend. Hier sitzt eine Figur, die Madonna vorstellend in wirklicher Kleidung, in ihrem Schooße ruht das aus Wachs geformte Christuskind, es strahlt von Gold und Juwelen; Joseph steht an ihrer Seite, die Hirten bringen ihre Opfer dar; auf Pappe gemalt prangt Gott Vater hoch in den Wolken, von Engeln umgeben.

Vor diesem gut erleuchteten Schauplatz halten päpstliche Soldaten Wache; ein Tisch ist an einen der nächsten Pfeiler gerückt, auf diesen stellen die Mütter ihre Kinder, und darunter ganz kleine von fünf oder sechs Jahren. Jedes Kind sagt dann ein Gedicht her, welches von dem Jesus-Kinde oder dem Weihnachtsfeste handelt. Es geschieht nicht selten, daß der kleine Redner entweder ängstlich wird und plötzlich innehält, oder seine schwache Stimme so komisch erhebt, daß die ganze Versammlung lacht.

Es redet nicht immer Einer allein, man sieht oft zwei, ja drei kleine Mädchen nebeneinander aufgestellt

und in Versen einen Dialog von Bambino's Schönheit sprechen.

Am sechsten Januar erreicht dieses Fest seinen Höhepunkt. Ich war in diesem Jahre dort; es war ein regnerischer Tag mit Sirocco; der starke Weihrauch in der Kirche war erstickend, indem er sich mit den Ausdünstungen der knoblauchessenden Bauern und zerlumpten, schmutzigen Bettler vermischte. Ich befand mich hier durchaus nicht wohl. Die Festlichkeit hatte indeß ihren Fortgang. Ein kleines Mädchen hielt kühn, in Versen ihren Vortrag; eine Messe wurde gesungen, und nun begann die Procession durch die Kirche nach dem kleinen Theater. Einer der Mönche kletterte auf dieses hinauf, nahm das Jesus-Kind aus dem Arm der Madonna und stieg damit herab, aber in demselben Augenblick fiel ein ganzes Musikchor mit einer sehr lustigen Musik ein, Becken und Trommeln ertönten durch die Kirche, es war ein Marsch, wie in einer Opera Buffa; er sollte den Jubel des Herzens ausdrücken, daß das Christuskind nun uns Menschen gegeben worden sei; aber mich überlief es kalt bei dieser Wildheit, ich fühlte mich angegriffen und suchte den Ausgang. Einige Bauern, die über den Gang wollten, wo die Procession vorbei mußte, wurden von zwei kräftigen Mönchen vor die Brust gestoßen und zurückgewiesen, mich als Fremden ließen sie jedoch passiren. Ich suchte den Ausgang, aber die ganze Procession folgte in schleunigem Marsch nach und war ebenso früh als ich auf der hohen Treppe. Der Regen stürzte

herab. Der Bischof erhob das Christuskind in seinen Armen vor der Menge draußen. Alles sank auf die Kniee; ein Rufen der zunächst stehenden Mönche: „einen Regenschirm, einen Regenschirm! Das Kind wird naß!“ ertönte laut vor meinen Ohren. Ich hatte ein Gefühl, als verlasse ich einen entweihten Gottestempel. „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ betete ich unwillkürlich. Die Kirche, Jesus, ja die Mutter Gottes waren meinem Herzen zu heilig für diese grellen Ceremonien.

Von einer andern Festlichkeit will ich reden, die gleichfalls, ihrer Idee nach, christlich schön ist, aber in ihrer Verwirklichung mehr komisch als erhebend erscheint; es ist diese: daß auch die Thiere der Gnade und Segnung des Herrn theilhaftig werden sollen. An einem bestimmten Tage, oder richtiger in einer bestimmten Woche — denn da ein Tag nicht ausreicht, ist die Festlichkeit auf mehrere Tage ausgedehnt — führt jeder Bauer seinen Esel, ja bisweilen sogar sein Schwein zur St. Antonius-Kirche, damit sie mit Weihwasser besprengt und dadurch gegen Krankheit und Bezauberung gesichert werden. Alle Pferde, von den Vetturingäulen bis zum Gespann des Papstes, kommen zur Kirche; diese steht offen, und drinnen sind alle Altäre mit Lichtern besetzt, der Fußboden mit Laub bestreut, die Wände mit Bildern al fresco bemalt, aber schlecht, ganz ohne Phantasie, es sind Darstellungen aus der Versuchungsgeschichte des heiligen Antonius. An einer Stelle kommt der Teufel und

klopft an seine Thür, an einer andern Stelle stehen Teufel und treiben Spott mit den Glorien der Heiligen. Der ganze Platz vor dem Kloster ist mit Menschen angefüllt; hier giebt es Motive für einen Genremaler! Wagen an Wagen hält hier mit Fremden, die alle darin stehen, um zu sehen! Soldaten zu Pferde machen die Straße frei. Jetzt kommt ein Wagen voll von Kinder, sie sind glücklich, daß ihre Pferde gesegnet werden sollen; dann kommt ein anderer Wagen mit einem alten, gottesfürchtigen Ehepaar, sie bekreuzen sich, indem sie vor der Klosterthür Halt machen, wo der Mönch steht und mit einem gewöhnlichen Maurerpinsel die Pferde mit Weihwasser besprengt; ein Chorknabe überreicht dem Kutscher ein Bild des heiligen Antonius und erhält dafür ein oder mehrere große Wachslichter, welche später im Kloster geweiht und für einen hohen Preis verkauft werden. Es ist höchst malerisch, die Bauerknaben auf den Pferden zu sehen, die gesegnet werden sollen, denn sie sitzen nicht mitten auf dem Rücken des Thiers, sondern hinten auf der Krupe; bunte Bänder flattern von dem spitzigen Hut; Wamms und Beinkleider sind so geflickt, daß man nicht weiß, welches Stück ursprünglich zur Kleidung gehörte.

Ich sah ein altes Mütterchen mit einem ganz kleinen Esel angezogen kommen; er hatte seidene Schleifen um den Schwanz und an jeden Bug war ein kleines Schwein aus Goldpapier geklebt. Das Mütterchen stand mit großer Andacht vor dem Mönche, neigte

sich tief und bekreuzte sich. Inzwischen stachen die Knaben mit einem langen Stock den Esel unter den Schwanz. Die Soldaten mußten dem Thier und dem Mütterchen zu Hilfe kommen. Gerades Weges von der Klosterthür reitet der Bauer im Trabe über den Platz zu einer der offenen Osterien und setzt mit dem Thiere in die Stube hinein, wo die andern Bauern trinkend um den langen hölzernen Tisch sitzen, um heute selbst zum Thier zu werden und Zutritt zur Segnung zu erhalten *).

Ich muß an dieser Stelle noch von einem anderen Feste reden, das zwar nicht zu den kirchlichen gehört,

*) An demselben Tage werden die Schafe, mit Schleifen und Gold geschmückt, zur St. Agnesenkirche, vor der Stadtmauer, geführt, und erhalten da die Segnung. Die Legende erzählt von der heiligen Agnes, daß sie eben so schön als unschuldig gewesen und daher, als sie ihren christlichen Glauben nicht habe abschwören wollen, in ein dem Laster geweihtes Haus geführt worden sei, wo Soldaten und Vagabunden leichtsinnige Weiber fanden. Zu diesen wurde Agnes nackend in eine Kammer geschleppt und zwei rohen Soldaten übergeben; aber in demselben Augenblick, so erzählt die Legende, wurde ihr schönes langes Haar noch länger, noch dichter als zuvor, so daß es wie ein Mantel um ihre Schultern herab bis an die Füße reichte, und indem die Soldaten Hand an sie legen wollten, trat ein strahlender Engel zwischen sie, so daß sie erschraken und entflohen. Unbefleckt fand sie ihren Tod auf dem Scheiterhaufen. Eine Kirche, der heiligen Agnes geweiht, ist nun erbaut, wo jenes berüchtigte Haus stand, und eine Capelle im Keller wird als die Kammer bezeichnet, in der sie vom Engel beschützt wurde. Die Kirche steht auf der piazza navona.

sich aber diesen doch anschließt; es ist das Sprachenfest in der Propaganda, welches begangen wird, wie es heißt: in onore dei sandi re magi. Man kann mit gleichem Rechte, jenachdem man gelaunt ist, die Propaganda eine Universalakademie oder eine Arche Noah nennen. Hier werden junge Menschen von allen Enden der Welt zu Missionären erzogen. Hier sind Knaben aus Californien und China, aus Irland und vom Cap. Jeder sagt ein Gedicht in seiner Muttersprache her, aber man müßte ein Mezzofanti sein, um von dieser babylonischen Anthologie einen Genuß zu haben.

Es liegt etwas Erhebendes und Erfreuliches darin, zu sehen, wie weit um die Erde die segenbringende christliche Lehre sich Bahn gebrochen hat, aber es ergeht den Zuhörern in der Propaganda, wie den Zuschauern bei den oben erwähnten Ceremonien, ihnen wird keine Ruhe, das Erhebende in die Seele aufzunehmen, was das Fest an und für sich gewähren könnte, sie lachen, und wo Gelächter herrscht, ist die Andacht verschwunden.

Junge Männer aus der Propaganda empfangen bei der Festlichkeit die Cardinäle und alle Fremde; man weist ihnen einen Platz an, und nach einer lateinisch vorgetragenen Einleitung folgen Gedichte in 44 Sprachen. Je weniger die Zuhörer von diesen verstehen, desto stärker applaudiren sie. So hörte ich dieses Mal, daß man am stärksten bei dem Vortrag eines Aethiopiers und zweier Chinesen klatschte; diese Sprachen klangen am seltsamsten und erregten das stärkste Gelächter.

Während des Vortrags eines deutschen Gedichtes sah ich zwei italienische Kapuzinermönche über diese curiose Sprache so lachen, daß sie fast umgefallen wären.

Die verschiedensten Mundarten und Dialekte wechseln hier; mitunter giebt es auch Gesang, der interessant, aber nie schön sein kann. Der Gesammteindruck des Festes ist wie der einer burlesken Vorstellung, man hat so gut wie Nichts verstanden und daher über das gelacht, was sinnlos erschien.

Uebrigens liest man Jahr für Jahr in den deutschen Zeitungen von der großartigen Wirkung dieses Festes, aber die Wirkung ist in Wahrheit nur die — daß man lacht *).

Alle hier erwähnten Gebräuche haben einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie nicht übergehen konnte, wie viel Großes und Eigenthümliches ich auch übrigens in dieser meiner Bildersammlung von Rom fehlen lasse. Indessen würden alle diese Blätter mich wie ein Mühlstein belasten, wenn sie einen einzigen aufgeklärten Katholiken verletzten, das kann

*) Der junge Geistliche, der mir dabei meinen Platz anwies, ein Deutscher, sprach mit vieler Begeisterung von der Festlichkeit und wiederholte mehrmals: „Ja, so etwas erlebt man nur in der Weltstadt Rom!“ — Diese Aeußerung, welche an und für sich höchst unbedeutend ist, würde ich hier nicht erwähnen, hätte nicht ein Correspondent der „Allgemeinen Zeitung“, in einer pompösen Schilderung des Sprachenfestes, sie mir in den Mund gelegt, um zu zeigen, welche Wirkung dieses Fest auf alle Fremde hervorbringe.

ich aber nicht glauben, — ich habe die Thatsachen gegeben, und im Geiste beuge ich mich tief vor Allem, was jedem Gläubigen wahrhaft heilig ist.

VIII.

Die Wasserfälle bei Tivoli.

Es war einer der ersten Tage des Februar, aber ein herrlicher Sonnenschein, die Mandelbäume standen in voller Blüthe. — Ein Wagen mit drei Dänen rollte die alte Via tiburtina entlang, an der Kirche St. Lorenzo vorbei; noch diesen Abend, bei Fackelschein, wollten sie die stürzenden Wasser in Tivoli sehen.

Ruinen von Gräbern der Vorzeit und verfallene Thürme aus dem Mittelalter ragen hervor auf der unebenen Campagna. Hirten, gehüllt in Schaffelle und mit Madonnenbildern auf dem spitzigen, von der Sonne durchbrannten Hute, standen bei den verfallenen Mauern, wo ein Holzstoß angezündet war, von dem sich der bläuliche Rauch in die Luft erhob.

Schon bemerkten wir den giftigen Gestank des kleinen Flusses Solfatara; er ist nur wie ein Bach, aber seine giftigen Dämpfe haben alle frischen Keime ringsum getödtet, ein schwefelgelber Schaum fließt auf dem fauligen Wasser. Wir fuhren im Galop und bald waren wir aus dem verpesteten Kreise.

Der Fluß Anio, mit frischer Strömung, schilfbewachsenen Ufern und einem malerischen Thurm, bot uns

Willkommen im Gebiete der Berge. Der Weg führt immer zwischen Bäumen aufwärts; ein prächtiger Olivenwald liegt vor der Stadt. Ein wunderbarer Luftschimmer verhüllte die große, ausgedehnte Campagna; diese Bläue, dieses Violett der Berge in der Ferne und das tiefe Dunkelgrün des Laubes der Bäume in der Nähe gewährte einen herrlichen Anblick. Die untergehende Sonne warf einen rothen Feuerschein auf die Baumstämme, sie schienen vergoldet; eine Sackpfeife ertönte am Bergabhange. Alles gab das Bild der lieblichen Ruhe eines schönen, südlichen Abends. Mit jugendlichem Sinn jubelten wir alle Drei über diese Schönheit.

Die Sonne sank nicht fern von dem Punkte am Horizont, wo St. Peters Kuppel thront, und bald war es dunkler Abend. Wir wanderten durch die düstern Straßen, hinaus an die entgegengesetzte Seite der Stadt, zum albergo della Sibylla, das seinen Namen von dem alten Sibyllentempel hat, der hier am Rande des Abgrundes bei den brausenden Wassern erbaut ist. Wir hörten in unserer Stube den wilden, ewigen Donner, den die großen Cascaden anstimmen.

Der Führer zündete seine Fackel an, ein Mann folgte mit zwei großen Heubündeln, sie sollten in der Grotte vor den stürzenden Wassern angezündet werden. Es war stockfinster in dem kleinen Garten draußen, der Fackelschein erleuchtete nur die nächsten Hecken. Der Himmel war mit Sternen wie besäet, aber sie leuchteten nicht. Wir verfolgten einen schmalen Weg zwischen den Gebüschen, immer abwärts, immer vom

Brausen der Wasserströme in der Tiefe umgeben. Es gab der ganzen Wanderung etwas Märchenhaftes, daß wir nur die den Träger der Fackel zunächst umgebenden Gegenstände zu unterscheiden vermochten, während alles Uebrige in finsterer Nacht lag. Keiner von uns wußte, ob der Abgrund, in welchem wir das Wasser brausen hörten, gerade hinter den nächsten Hecken sei oder dicht an dem grünen Rasen, den wir mitunter betraten.

Bald wurde der Weg ganz schmal, zur Rechten hatten wir die steile Klippenwand, zur Linken den Abgrund. Der Führer drehte seine Fackel im Grase um, sodaß sie fast ganz verlosch, schwenkte sie darauf in der Luft, und sie flammte wieder; pechschwarzer Rauch wirbelte hin über die glänzenden Blätter der Bäume.

Plötzlich hielt er an, stieß einen wilden Schrei aus und deutete hinauf gegen das Wirthshaus. Hoch an dem Felsenabhang, gerade über uns, lag der alte runde Sibyllentempel; man hatte ein Bündel Heu zwischen den Säulen angezündet, die Flamme warf ein flackerndes Licht auf diese und die Mauern, es sah aus wie ein Opferfest aus der Vorzeit; die Wasser sangen ja ihren majestätischen Hymnus noch mit derselben Donnerstimme, wie in jenen der Göttin geweihten Nächten! — In einer Secunde stand der ganze Tempel von dem effectvollsten Lichte umstrahlt, und gleich darauf wurde es wieder Nacht, dunkle Nacht.

Wir wanderten einen schmalen Pfad entlang, Ver-

steinerungen hingen in malerischer Wildheit über unsern Häuptern; dicht neben uns war ein Abgrund, wie tief mochte er wohl sein? Der Fackelschein zeigte uns keinen Boden; das Wasser donnerte ganz in der Nähe. Wir mußten uns an den grünen Hecken festhalten, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Felsblöcke führten uns bald, wie auf einer natürlichen Treppe in die Grotte der Sirenen. Obwohl dicht an einander stehend mußten wir aus vollem Halse schreien, wenn Einer den Andern verstehen sollte. Die Wasserfluthen stürzen mit fast betäubendem Getöse durch die Grotte. Eilig wurde hier ein Bündel Heu angezündet, die Flammen erleuchteten die Höhle, Alles troff von Wasser, die phantastisch geformten Klippen, der unebene Boden! Der rothe Feuerschein spielte auf der weißen Wassersäule, die sich mit Blitzesschnelle von einer ungeheuren Höhe herunterstürzte und wieder einen Weg bahnte durch eine Oeffnung in den Klippen. Der Führer warf brennendes Heu in den brausenden Strom, und dieses brannte noch, indem es das Wasser mit sich in den gähnenden Abgrund hinabwirbelte; einen kurzen Augenblick zeigte es uns den tiefen Strudel.

Hier, von einem der glatten Steine, wo jetzt ein kleiner Querbalken angebracht ist, glitt vor wenigen Jahren ein junger Engländer hinab und verschwand auf immer. Der regierende Papst, Gregor der Sechzehnte, hat, damit nicht die Stadt, von den vielen Wasserfällen unterwaschen, plötzlich zusammenstürze, dem Flusse Anio einen neuen Abfluß gegeben, welcher

mehrere Cascaden bildet, und dadurch ist ein Wasserfall entstanden, der an Größe alle andern übertrifft. Als ich 1834 Tivoli besuchte, war dieses Werk in Arbeit, zwei Jahre später wurde es vollendet. Wo ich damals Blumen pflückte, brausen jetzt, und vielleicht für immer, Tivoli's größte Cascaden. Zu diesen nahmen wir unsern Weg von den Grotten, aber vorher mußten wir die unebne, feuchte Treppe hinauf, wir mußten uns wieder an den frischen Myrtenzweigen dicht am Abgrunde festhalten, und in demselben Augenblick gerade war die Fackel dem Verlöschen nahe; der Gedanke durchzuckte mich: wir müssen die Nacht hier zubringen, müssen uns in diesen Hecken niedersetzen und keinen Fuß regen, sonst erfolgt der Tod. Hier folgte ein kurzer, stiller Augenblick, die Fackel wurde sausend durch die Luft geschwungen, der Führer ließ sie mit aller Kraft gegen den Felsenboden fliegen, und sie flammte schwach, bald aber leuchtete sie herrlich. Jodelnd schritt er nun rascher auf einem breitern Pfade fort. Nach und nach wurde hier die Einwirkung der Kunst sichtbar; hier waren starke Geländer und gemauerte, steil hinab führende Treppen; die Fackel leuchtete über das Gitter, das Wasser zerstob in Wolken und erhob sich gegen uns. Wie die weißeste Milch stürzte der ganze Fluß in die schwindelnde schwarze Tiefe. Wir durchwanderten einen langen Bogen, in welchem der Fluß sein neues Lager hatte und durch welchen er sich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles dem Falle näherte. Hier war kein Geländer, die Fackel beleuchtete

den Strom, brennendes Heu wurde hineingeworfen und fuhr mit einer Eile dahin, wie die des Vogels, es war zum Schwindeln. Ich fühlte alle Nerven angegriffen, kalter Schweiß drang durch meine Haut, ich mußte mich an die Mauer anklammern und das Auge einige Zeit auf das feste Gewölbe über uns heften. Es war unmöglich, sich hier gegenseitig verständlich zu machen, so stark brauste der mächtige Strom.

Eine halbe Stunde später saßen wir alle Drei oben in einer kleinen Stube, um einen wohlgedeckten Tisch. Wir sprachen von Dänemark und von allen unsern Lieben, auf ihre Gesundheit ward getrunken, während Cascaden und Cascadellen dazu donnerten.

Es war ein Abend voll Poesie; Arm in Arm standen wir an dem geöffneten Fenster, die Sterne glänzten so schön, und wie ein weißer Flor schimmerten in der Tiefe unter uns die brausenden Wassermassen; sie stimmten einen Gesang an, so stark und ewig, wie ihn kein Dichter zu singen vermag.

XI.

Meine Stiefeln.

(Eine wahre Geschichte.)

In Rom giebt es eine Straße, via della purificazione genannt, aber man kann nicht von ihr sagen, daß sie purificirt ist: sie führt bergauf und bergab, Kohlstrünke und alte Topfscherben liegen umher gestreut; der Rauch steigt aus der Thür der Osterie, und die

gegenüberwohnende Signora — ja, ich bin unschuldig daran, aber wahr ist es — die gegenüberwohnende Signora schüttelt an jedem Morgen ihre Betttücher aus dem Fenster. In dieser Straße wohnen viele Fremde, aber in diesem Jahre hielt die Furcht vor Fieber und bösartigen Krankheiten die meisten in Neapel und Florenz zurück. Ich wohnte ganz allein in einem großen Hause, nicht einmal Wirth und Wirthin schliefen hier in der Nacht.

Es war ein großes, kaltes Haus mit einem kleinen feuchten Garten, in welchem nur eine Erbsenranke und eine halbverblühte Levkoje wuchsen; aber in den höhergelegenen Nachbargärten standen blühende Hecken mit Monatsrosen und Bäume voll gelber Citronen. Letztere vertrugen den anhaltenden Regen gut, die Rosen hingegen sahen aus, als hätten sie acht Tage im Meere gelegen.

Die Abende waren so einsam in den kalten, großen Zimmern; der schwarze Kamin gähnte zwischen den Fenstern und draußen tobten Regen und Unwetter. Alle Thüren waren freilich mit Schlössern und eisernen Riegeln versehen, aber wozu? Der Wind pfiff in schneidenden Tönen durch die Thürspalten, die dünnen Holzscheite auf dem Kamin flammten auf, aber sie sandten ihre Wärme nicht weit. Der kalte Steinboden, die rohen Mauern und die hochgewölbte Decke schienen nur für die Sommerzeit gemacht zu sein.

Wollte ich es aber einmal recht gemüthlich haben, so mußte ich wollene Reisestiefeln, Oberrock, Mantel

und Pelzmütze anlegen, dann konnte es mir ziemlich warm werden. Freilich wurde die gegen den Kamin gewendete Seite halb gebraten, aber in dieser Welt muß man sich zu drehen wissen, und ich drehte mich wie eine Sonnenwende.

Die Abende waren etwas lang, allein jetzt verfielen meine Zähne darauf, einige nervöse Concerte zu geben, und es war merkwürdig, wie die Fertigkeit des Vortrags zunahm. Ein solider, dänischer Zahnschmerz kann sich nicht mit einem italienischen messen. Der Schmerz spielt hier auf den Tangenten der Zähne, als sei es Liszt oder Thalberg, der vor ihnen sitze; bald wühlte es im Vorder-, bald im Hintergrunde, als ob zwei kriegerische Chöre einander antworteten, während ein großer Vorderzahn die Partie der prima Donna sang, mit allen Tiraden, Rouladen und hohen Tönen des Schmerzes. Es war ein Zusammenspiel, eine Kraft in dem Ganzen, daß ich zuletzt kaum wußte, ob ich ein Mensch sei.

Aus den Abendconcerten wurden Nachtconcerte, und während eines solchen war es, indem die Fenster vom Sturme zitterten und der Regen draußen herabstürzte, daß ich einen halb wehmüthigen Blick auf die Nachtlampe warf. Mein Schreibzeug stand daneben und ich sah ganz deutlich, daß die Feder über das weiße Papier hintanzte, als würde sie von einer unsichtbaren Hand geführt, aber das wurde sie nicht; sie ging auf eigne Hand; sie schrieb nach Dictaten, und wer dictirte? Ja, es klingt unglaublich, aber die Wahr-

heit ist es. Ich sage es, und man wird mir glauben: es waren meine Stiefeln, meine alten Kopenhagener Stiefeln, die, weil sie vom Regenwasser ganz durchweicht worden, ihren Platz im Kamine bei der glühenden Asche erhalten hatten. Litt ich an Zahnschmerz, so litten sie an Wassersucht. Sie dictirten ihre Selbstbiographie, und diese, glaube ich, wird ein Licht auf den italienischen Winter Anno 1840 bis 41 werfen.

Die Stiefeln erzählten.

„Wir sind zwei Brüder: rechter Stiefel und linker Stiefel. Unsere erste Erinnerung ist, daß wir mit Wichse wohl eingerieben und darauf tüchtig geputzt wurden, ich konnte mich in meinem Bruder, mein Bruder sich in mir spiegeln, und wir erkannten, daß wir ein Körper seien, eine Art Castor und Pollux, eine Art zusammengewachsener Siamesen, die das Schicksal bestimmt hatte, mit einander zu leben und zu sterben, zu existiren und zu vergehen. Wir sind beide geborne Kopenhagener.

Der Schuhmacherbursche trug uns auf den Händen in die Welt hinaus, und dies erweckte in uns süße, aber falsche Hoffnungen über unsere Bestimmung. Der, dem wir gebracht wurden, zog uns sogleich bei den Ohren, bis wir seine Beine umschlossen, und dann ging er mit uns die Treppe hinab. Wir knarrten vor Freude! Es regnete draußen, wir knarrten noch —! Doch nur den ersten Tag.

Ach! Wie viel Nasses giebt es doch in der Welt

zu durchgehen! — Wir waren nicht zu Wasserstiefeln geboren und fühlten uns daher nicht glücklich. Keine Bürste gab uns unsern Jugendglanz zurück, den wir besaßen, als der Schuhmacherbursche uns auf seinen Händen durch die Straßen trug. Wer schildert daher unser Glück, als wir eines Morgens hörten, wir sollten in's Ausland reisen, ja nach Italien in dieses milde, warme Land, wo wir nur auf Marmor und classische Erde treten sollten, die Sonne schlürfen und sicher unsern Jugendglanz wieder gewinnen würden. Wir reisten! — Auf den längsten Stationen schliefen wir im Koffer und träumten von den warmen Ländern. In den Städten dagegen sahen wir uns ganz hübsch um, aber es war naß und rauh wie in Dänemark. Unsere Sohlen bekamen den kalten Brand, sie mußten in München abgenommen werden und wir erhielten falsche Sohlen, aber sie waren so gut gemacht, als wären sie mit uns geboren. „Wären wir doch jenseit der Alpen!“ seufzten wir, „dort ist es mild und schön!“ Und wir kamen über die Alpen, aber es war nicht mild und schön! Es regnete und windete, und traten wir inzwischen einmal auf Marmor, dann war dieser so eisig, daß er den kalten Schweiß aus unsern Sohlen heraustrieb und ihr nasses Bild stehen blieb, wo wir hingetreten hatten. Des Abends war es ganz angenehm, wenn der Aufwärter alle Stiefeln und Schuhe im Hotel numerirte; wir wurden zwischen diesen fremden Kameraden aufgestellt und hörten sie von den Städten erzählen, aus denen sie kamen. Dort waren ein Paar

schöne, rothe Saffianschäfte mit schwarzen Füßen, ich glaube es war in Bologna; sie erzählten uns von dem warmen Sommer in Rom und Neapel, sie erzählten von ihrer Wanderung auf den Besuv, wo ihnen die Füße von der unterirdischen Hitze abgebrannt waren; ach! wir empfanden beinahe Sehnsucht auf solche Weise zu sterben. Wären wir doch jenseit der Apenninen! wären wir doch in Rom! — und wir kamen dahin. Aber nun sind wir im Regen und Koth gewandert, eine Woche nach der andern; Alles muß man ja sehen, und nie nehmen Merkwürdigkeiten oder Regengüsse ein Ende! Nicht ein warmer Strahl hat uns erquickt, der kalte Wind umsaust uns! O Roma! Roma! Zum ersten Mal trinken wir in dieser Nacht Wärme aus dem gesegneten Kamin, und wir wollen sie trinken, bis wir bersten! Schon ist das Oberleder entzwei, nun sind wir an den Schäften, auch sie werden bersten! Aber ehe wir diesen seligen Tod sterben, wünschten wir diese unsere Geschichte aufgezeichnet und unsere Leichen nach Berlin gebracht, um bei Dem zu ruhen, der Muth und Herz genug besaß, „Italien wie es ist!!“ zu schildern — dem wahrheitsliebenden Nicolai“ — und hier fielen die Stiefeln zusammen. Es wurde ganz still, meine Nachtlampe verlosch, ich selbst schlummerte ein Wenig, und als ich in der Morgenstunde erwachte, hielt ich es für einen Traum, aber ich sah nach dem Kamine, die Stiefeln waren zusammengeschrumpft, sie standen wie Mumien neben der kalten Asche; ich blickte auf das Papier, welches neben der Lampe lag, es war ein

graues Papier voll Tintenkleye, die Feder war wirklich darüberhin gelaufen, doch Alles verschwamm in einander, denn die Feder hatte die Memoiren der Stiefeln auf graues Papier geschrieben. Ich zeichnete auf, was ich noch davon wußte, und man wird sich erinnern, daß nicht ich es bin, sondern meine Stiefeln, die Wehe rufen über la bella Italia.

X.

Die Kaiserburg.

Wie schlecht auch der Winter in Rom sein kann, doch bringt er Tage, schön, wie die schönsten Frühlingstage im Norden; man bekommt Lust, ins Grüne zu gehen, und dieses kann man dort finden! Die Rosen stehen in voller Blüthe, die Lorbeerhecken duften — wir haben unter vielen Spaziergängen die Auswahl. Jetzt wollen wir die Ruinen der Kaiserburg besuchen. Es ist eine Art Hochebene, auf der sie mitten in der Stadt liegen; Weinpflanzungen, Gärten, Ruinen und verfallene Häuser wechseln mit üppigem Ackerland und dürren Stellen, wo der Esel an der Distel nagt und die Ziege das moosähnliche Gras sucht.

Nach dem Forum zu steht noch eine Reihe fester Mauern, große Hecken und Schlingpflanzen drängen sich, gleich dem Wasser einer Cascade, über den Abhang; hohe Cypressen prangen oben; wir gehen den breiten Fahrweg und stehen vor einer Villa, mitten

in einem Garten so grün und duftend, daß wir uns nicht vorstellen können, es sei Winter und Januar; Reseda, Levkojen und Rosen duften in den Beeten; Citronen und Apelsinen schimmern auf den Bäumen zwischen dem dunklen Laube. Wir wandeln durch eine Allee von Lorbeern nach dem natürlichen Balcon, den die Mauer gegen die Campagna hinaus darbietet; unter uns erblicken wir die einsamen Grabmonumente die gelbe, sich schlängelnde Tiber und am fernen Horizont einen krystallhellen Streifen: es ist das mittelländische Meer.

Mitten im Garten in der Erde sind zwei bedeutende Oeffnungen. Sie sind ganz rund und von dem obersten Rande bis unten, soweit man hinuntersehen kann, mit üppigem Immergrün bewachsen; man könnte glauben, jede derselben sei ein Krater, der Laub und Blumen statt Lava und Asche auswerfe, um die ganze ausgedehnte Ruine zu bedecken. Unter diesen Oeffnungen erstrecken sich große Wölbungen so tief, daß das Tageslicht nie den Boden erreicht. Hier, wo vielleicht einmal das Marmorbassin stand und herrliche Frauen ihre schönen Glieder badeten, umstrahlt von tausend Lampen, umduftet von Wohlgerüchen, umtönt von Gesang und Saitenspiel, hüpft jetzt der feuchte Frosch; vielleicht ist er selbst eine jener mächtigen Kaiserinnen, welche verurtheilt ward, ihre schweren nassen Glieder unten im Finstern fortzuschleppen, wo sie vormals über bösen, tödtenden Gedanken brütete!

Bleibe unten in der schwarzen Nacht, Unselige! Hier

oben blühen Rosen. Der warme Sonnenschein küßt des Lorbeerbaumes grünes Blatt, und der Fremde saugt hier ein Schönheitsbild des Südens ein, das in seiner Seele nie verlöschen wird.

Wir verlassen diesen fruchtbaren, grünen Anblick und folgen dem Fußsteig, der sich zwischen blühenden Sträuchern über die hohen Mauerabhänge hinschlängelt. Eine hölzerne Treppe führt uns hinab in einen andern Theil der Kaiserburg, in einen Kohlgarten. Die Mosaik des Fußbodens ist verschwunden, der Regenwurm schießt empor aus der nassen Erde, wo vormals Roms Kaiser mit seinem Hofe sich um die schwelgerische Tafel lagerte. Hier dufteten die kostbarsten Speisen, Flamingozungen, Milch der Muränen, Gehirn der Pfauen. Hier wechselten während der Mahlzeit die Großen der Erde ihre reichen Kleidungen, hier prangten sie mit falschen Locken, geschminkten Wangen, bemalten Augenbrauen, Goldstaub in den Haaren und mit Schuhen, deren Sohlen von Salben dufteten. Der arme, goldverbrämte Sclave stand unbeweglich, wie jetzt der Kohlstrunk; wenn er hustete oder nieste, wurde er in den Fischteich geworfen, die Fische zu mästen, die auf des Kaisers Tafel gesetzt werden sollten.

Welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Stellen, hier, wo Caligula, Commodus und Tiberius herrschten! Der Dichter spricht mit Verachtung die Namen dieser wahnwitzigen Kaiser aus, Verwünschungen ertönen über sie bis zum jüngsten Gericht. Der Schulknabe, selbst in der kleinsten Stadt hoch im Norden, ballt

seine kleine Hand und kann nicht zu Gott beten für diese bösen Menschen.

Auf den Ruinen der Kaiserburg schweben die Geister jener Verworfenen, sie fliegen mit der Schnelligkeit der Gedanken um die Erde und weilen nur, wo ein Fluch über ihr Leben und Treiben ausgesprochen wird. — Fliegt über Meer und Land! Keine Verwandtschaft, kein politisches Verhältniß, Nichts beschützt Euch jetzt! Ihr steht allein! — Menschen verdammen! Gott vergebe! —

Wo die Schwelgerei ihr Füllhorn ergoß, wächst jetzt der dürftige Kohl; die Mauern, welche thierische Lüste umschlossen, tragen jetzt die Feigenblätter der Schamhaftigkeit; der Oelbaum wächst, wo das Blut floß. Wir wollen an Titus denken, uns der Edlen erinnern, deren Leben Sonnenglanz auf die Erinnerungen wirft. Wir wollen die duftenden schönen Rosen sehen und die gesunkene Größe über der ewig herrlichen Natur vergessen.

XI.

Sanct Knud.

Dänemark ist zwar ein protestantisches Land, aber die Namen vieler Heiligen leben noch im Munde des Volks oder knüpfen sich an diese oder jene Stelle. In mancher dänischen Dorfkirche prangt noch das Madonnenbild, entweder hoch an der Mauer, unter der Wölbung gemalt, wo es nicht überkalkt worden ist, oder

selbst auf dem Altarblatt. Bei Sonnenuntergang läuten noch die Glocken der dänischen Dorfkirchen, wie in der Zeit des Katholicismus, zum Ave Maria.

Sanct Knud war der erste Heilige, den ich als Kind nennen hörte, obgleich mein lutherischer Katechismus nicht ein Wort von Heiligen sagte. In meiner Geburtsstadt trägt eine alte prächtige Kirche den Namen dieses Heiligen, hinter dem Altare ruhen seine Gebeine. Sanct Knud war einst in Dänemark größer als Heiliger, denn als König, tausend Lichter brannten auf seinem Altar; eine mächtige Zunft trug seinen Namen. Als Kind hörte ich seine Geschichte, ich hörte vom dänischen König, der von den Jüten, weil er ihnen Abgaben auflegen wollte, nach Fühnen verfolgt wurde. Er ruhte dort am Wege, und der Stein, auf dem er saß, war weicher als die Herzen seiner Feinde; noch sieht man die Spur, wo er gesessen; ich sah es als Kind und glaubte daran. In Odense, in Sanct Albans Kirche, suchte der König Rettung, die Feinde versammelten sich davor und des Königs Diener, Blake, ward der Verräther seines Herrn. Durch das Kirchenfenster wurde ein Stein geworfen, er traf des Königs Haupt, blutend sank er vor dem Hochaltare hin, wo er betete. Die Mönche nahmen den König in die Reihen der Heiligen auf, selbst in Rom wurde ihm ein Altar errichtet.

Als Kind ging ich niemals an der St. Knuds-Kirche vorbei, ohne meine Augen zu schließen, und gerade dann sah ich am deutlichsten den todten, bleichen

König mit der goldenen Krone auf dem blutenden Haupte und mit dem Mantel von Sammt und Hermelin unter der großen Kirchenwölbung von dem Taufstein zum Altar wandeln.

In der Weltstadt Rom liegt, zur Rechten in der Straße von der Engelsburg hinaus gegen den Petersplatz, ein Mönchskloster mit einer Kirche, ich glaube sie wird tramontana genannt. Einer der vielen Altäre darin ist es, der dem Heiligen, dem dänischen König Knud geweiht wurde. Auf dem Altarblatte steht er mit der goldnen Krone und dem Mantel von Sammet und Hermelin, ganz wie ich mir ihn als Kind, in der Kirche, die seine Gebeine umschließt, wandelnd vorstellte. Am 19. Januar ist das Fest Sanct Knud's, so wurde von dem Diario Romano verkündigt. Der Regen stürzte herab, es war schlechtes Wetter, aber als Däne mußte ich doch hinaus und den dänischen Heiligen feiern sehen.

Ich trat in die Kirche, doch hier war Niemand; zwei kleine Talglichter brannten trübselig und ärmlich auf Sanct Knud's Altare.

Das konnte ich nicht über mein Herz bringen, wenigstens mußte ich wissen, weshalb nicht mehr Umstände gemacht wurden. Ich zog die Klosterglocke, ein alter Mönch trat heraus; ich fragte, weshalb Sanct Knud nicht mehr als zwei Lichter habe, weshalb hier keine Musik und Festlichkeit stattfinde?

„Ach, mein Herr!“ sagte der Mönch, „unser Kloster ist eines der ärmsten in Rom! Wir vermögen nur ein

einziges großes Fest im Jahre zu feiern," und er nannte diesen Heiligen; „dann ist hier Musik; dann strahlt die Kirche von Lichtern. Nur einmal jährlich können wir etwas Aehnliches zu Stande bringen. Sanct Knud ist aus dem Norden, und von daher erhält unser Kloster durchaus Nichts, Sanct Knud ist arm!"

Ich fühlte, der Mann habe Recht.

Allein stand ich vor dem Altar des Heiligen, des Heiligen meiner Kindheit, in dessen Kirche ich an meines Vaters Sarge geweint hatte, in dessen Kirche ich confirmirt worden war, des Heiligen, dessen Kirche mir einst in ihrer Größe als Maßstab für alle Berghöhen diente, ja selbst für die Entfernung zwischen der Erde und den Sternen. Sanct Knud! Die Ehre aller Welt ist vergänglich! In Deinem frühern irdischen Königreich ertönen jetzt keine Messen mehr für Deine Seele, es brennt kein Licht an Deinem Grabe, und selbst in der Stadt des Papstes hast Du an Deinem Feste nur zwei armselige Talglichter! Das Festliche ist, daß ein Landsmann an Deinem Grabe steht und das traurige Erinnerungsbild an Dich, Sanct Knud, aufzeichnet.

XII.

Das Colosseum.

Ich habe mehrere interessante Vorlesungen über das Gigantische in den Formen der Urwelt gehört, aber niemals begriff ich diese besser, als da ich einst das Skelett eines Mammuths zu sehen bekam. Es nahm

einen bedeutenden Platz in dem großen Hofe ein, wo es aufgestellt war; hohes Gras wuchs aus dem Rückgrat und um die Rippen; man hätte glauben sollen, daß es der Rumpf eines Fahrzeuges sei und nicht der eines Thieres, das einst gelebt hat.

Eines Mammuths Rumpf anderer Art, ein Steinskelett, welches besser als alle Bücher Roms gesunkene Größe verkündet, ist das Collosseum; es ist eine Ruine, eine unglaublich zerstörte Ruine; ganze Paläste in Rom sind aus seinen abgebrochenen Mauern aufgeführt, und dennoch ist in dem, was wir erblicken, noch eine Größe, wie die, welche man in den Pyramiden und den Felsentempeln der Indier findet*). Jeder Säulengang ist ein große Straße, die zerstörten Treppenstufen, vom Fußboden bis zum obersten Gesimse, bilden eine ganze Felsenpartie mit Gras und Gebüsch, es ist ein Abhang, der eine kleine Stadt tragen könnte. Hier und da ist oben ein kleines Haus angeklebt, mit kleinen, schiefen Fenstern, worin Menschen wohnen.

Die ganze Ruine bildet eine offene Kirche mit vielen Altären, das Kreuz steht mitten unter Gottes

*) Das Amphitheater in Verona ist noch so wohl erhalten, daß die Todten jener Zeit, wenn sie aufstehen und herkommen könnten, glauben würden, daß nur einige Wochen verflossen wären, seitdem sie an dieser Stelle saßen; aber das ganze Theater ist doch nur ein Kind gegen das Colosseum. Dasselbe kann man vom Amphitheater bei Capua sagen; dieses giebt wohl den besten Begriff von der Maschinerie jenes Zeitalters, aber an Größe verschwindet es ganz neben dem Colosseum.

freiem Himmel. An jedem Freitage wallen die Kapuzinermönche in Prozession hierher und einer der Brüder hält eine Predigt, hier, wo vormals wilde Thiere brüllten, hier, wo die Gladiatoren kämpften und ohne Schmerzenslaut den Geist aushauchten. Dort an dem sonnebeleuchteten Abhang, wo jetzt die bunte Eidechse in Ruhe ihre Jungen ausbrütet, saß einst Roms Kaiser mit seinen in Pupur gekleideten Hofleuten, und wo jetzt der zerlumpte Bettler seinen Platz hat, wehten einst die weißen Schleier der Vestalinnen.

Beim Lichte des Vollmondes muß man zum ersten Male hier eintreten, es ist ein Trauerspiel aus Stein geformt, das uns begegnet. Bei Fackelschein muß man diese mächtigen Gewölbe durchwandern und das oberste ersteigen, wo nicht Steine, sondern Felsblöcke die Mauern bilden. Welche Todtenstille! Welche Größe! — Der Fackelschein fällt auf die Spinngewebe in den Winkeln, wo die Fliege zappelt, aber wir denken nicht daran, wir denken nicht an den Jammer des Alltagslebens; die Steine um uns her haben Stimmen, die Sterne droben stehen mit ihnen im Bündniß. In großen Umgebungen fühlt sich die Seele groß; das Colosseum predigt uns von dem Leben der Welt, von der Größe und Ohnmacht des Menschengeschlechtes, so daß die Seele sich erhoben und gedemüthigt fühlt!

XIII.

Das Carneval.

Was das römische Carneval vor der nämlichen Lustbarkeit an jedem andern Orte lebhaft und eigenthümlich reich macht, ist, daß sich hier das Carnevalsfest in den Straßen auf sechs Tage beschränkt und an jedem derselben wieder auf drei Stunden. Nur der Corso und die nächsten Seitengassen bilden Scenen für dieses Volksfest. Alles concentrirt sich, sowohl Zeit als Ort. Die Lustigkeit hier ist ein Champagnerstrahl, der Becher schäumt, wird sogleich geleert und — dann folgen die Fasten.

Goethe hat uns das römische Carneval, welches Jahr für Jahr mit unbedeutenden Variationen dasselbe ist, so anschaulich geschildert, daß Niemand es besser machen kann; jede neue Beschreibung ist also überflüssig, Ich will auch keine geben; nur um einigermaßen mein Bild von Rom zu vervollständigen, lege ich eine kleine Skizze hier ins Buch; die Einzelheiten gehören ganz dem Carneval von 1841.

Mit Purpur und Gold angethan sitzt im Capitolium der Senator, umgeben von buntscheckig gekleideten Pagen; eine Deputation der Juden findet sich ein und bittet um die Erlaubniß, noch ein Jahr in dem ihnen angewiesenen Quartier „Ghetto" wohnen zu dürfen. Es wird ihnen zugestanden; der Senator setzt sich in einen Scheibenwagen, die alten Glocken des Capitols läuten, dies ist das Zeichen für den Beginn des Car-

nevals. Die Kutsche fährt nun im Schritt hinab gegen die piazza del popolo, und hinterher drängt sich aus Palästen, Häusern und Schenken ein Menschengewühl. Aber überall herrscht die größte Ordnung, jede Dame kann sich ohne Gefahr in Männerkleidung hinauswagen, es fällt Keinem ein, sie zu beleidigen oder durch das geringste Zeichen in Verlegenheit zu setzen. Unterhaltend ist es, zu sehen, wie arme Leute sich zu einer Carnevalstracht zu verhelfen wissen. Sie benähen ihre Kleider völlig mit Salat, diesen haben sie auf den Schuhen, diesen als Perrücke auf dem Kopfe; Mann und Frau, mitunter auch die Kinder, sind ganz in Salat gekleidet. Eine ausgeschnittene Apfelsinenschale ist als Brille angebracht, das ist der Schmuck, und gravitätisch, mit königlicher Haltung, wandert das arme Ehepaar durch die Straßen.

Von der piazza del popolo begiebt sich der Senator mit Gefolge die Straße il corso hinauf. Alle Fenster und Balcone sind hier mit rothen, blauen und gelben seidnen Teppichen behängt; überall wimmelt es von Menschen, und ein großer Theil derselben ist in Costüm, mit und ohne Maske. Längs den Häusern stehen dicht an der Wand, kleine Rohrstühle oder Bänke, welche vermiethet werden und auf denen die gesetzteren Leute Platz nehmen. Die eine Wagenreihe fährt hinab, die andere herauf, und oft sind Wagen und Pferde mit Zweigen und flatternden Bändern geschmückt. Oft sieht man die Kutscher, alte Kerle mit echt italienischen Physiognomien, als Damen verkleidet, ein Mops sitzt als

Wickelkind oder Mädchen an ihrer Seite. Andere Wagen sind als Dampfschiffe ausstaffirt und haben eine Besatzung von gleichartig gekleideten Matrosen oder Mädchen in Uniform. Begegnen sich zwei solche Fahrzeuge, dann entsteht sogleich ein gewaltiger Kampf, in welchem es Confetti herabregnet, nicht mit Händen geworfen, sondern aus großen Schaalen geschüttet. Auf den Trottoirs und selbst zwischen den Wagen bewegt sich das große Menschengewühl. Begegnen sich zwei Pulcinelle oder Harlekine, dann nehmen sie einander unter den Arm, und mit Jauchzen und Schreien stürzen sie fort; verwandte Masken schließen sich an und bald ist es eine ganze Schaar, die sich jubelnd zwischen Fahrenden und Gehenden den Weg bahnt, es ist als ob eine brausende Wasserhose über ein leise bewegtes Meer dahinfahre. Bei Sonnenuntergang ertönen Kanonenschüsse, die Wagen fahren in die Nebenstraßen hinein; die Soldaten, welche in einigem Abstand von einander postirt waren, sammeln sich nun durch die Straße marschirend; die Reiter reiten langsam hinterher, zum zweiten Mal schneller, und zum dritten Mal geht es in voller Carrière; es ist ein Zeichen, daß das Wettrennen nun beginne.

Auf der piazzo del popolo sind hohe Tribünen errichtet, ein Tau ist über die Straße gespannt, und hinter diesem halten sechs bis sieben halbwilde Pferde, mit Eisenplatten behängt, die nach innen mit Spitzen versehen sind, und auf dem Rücken mit brennendem Schwamm.

Das Tau fällt, fort jagen die Pferde, seidene Bänder und Flittergold an Mähnen und Seiten rasseln und flattern. „Cavalli! Cavalli!“ ertönt es in wildem Geschrei von der zahllosen Menge, und sie macht vor den heranstürmenden Pferden Platz, die durch das Geschrei noch scheuer werden; sie sausen vorüber, und die Straße hinter ihnen schließt sich wieder durch das ungeheure Menschengedränge.

Ehe die Pferde das Ziel erreicht haben, sind sie oft so ermattet, daß sie nur in ruhigem Trabe ankommen; indessen ist doch der äußerste Theil der Straße mit großen Decken abgesperrt, welche in einiger Entfernung hinter einander von Haus zu Haus aufgehängt sind. Wären die Pferde auch noch in wilder Flucht begriffen, sie würden hier doch aufgehalten werden, indem sie sich in diese Draperien verwickeln müßten.

Es nimmt sich komisch aus, wenn, kurz vor dem Wettrennen, zufällig ein Hund in eine Strecke der Straße schlüpft, die frei gemacht ist, und nun die zunächst stehenden Leute Lust bekommen, den Hund zu jagen, denn dann folgt die ganze Reihe ihrem Beispiel und der Hund muß fort durch die lange Straße; Schreien, Klatschen in die Hände auf beiden Seiten hält ihn auf der Mitte der Straße. Das ist ein Jubel. Der arme Hund muß den Wettlauf mitmachen, und ist er nun dick und fett, dann sieht es ebenso kläglich als komisch aus, er kann kaum die Beine erheben und muß doch galoppiren!

Es ist unterhaltend, in der Carnevalszeit Abends in die Osterien zu kommen, wo man oft eine ganze Gesellschaft lustiger Masken antrifft; sie trinken ihre Foglietta, improvisiren ein Lied oder tanzen den Saltarello; durch die Straßen ziehen ganze Schaaren mit Gesang und Tambourins, eine brennende Fackel wird vorausgetragen. In ihrem Maskenanzug begeben sie sich in die Theater, besonders in die kleineren, und das Publicum agirt hier eben so viel wie die Schauspieler. Ich folgte einer solchen Schaar in's teatro Aliberti; ungefähr ein Drittel der Zuschauer war costümirt: geharnischte Ritter, Blumenmädchen, Harlekine und griechische Götter saßen zwischen uns andern alltäglich gekleideten Leuten. Eine der größten Logen im ersten Rang war ganz mit jungen niedlichen Römerinnen angefüllt, alle als Pierrots gekleidet, aber ohne Maske und Schminke; sie waren so lebhaft, so hübsch, es war eine Lust sie zu sehen; aber sie entzogen freilich der Bühne die ganze Aufmerksamkeit. Hier wurde ein beliebtes Trauerspiel aufgeführt: Byron in Venedig, England und Missolunghi. Es war sehr rührend, aber das Publicum lustig! Oben auf der Galerie saß ein Mann aus der geringern Klasse, mit einem dicken, schwarzen Bart, übrigens als Bauermädchen gekleidet; er affectirte große Rührung über das Stück, drapirte die Loge bald mit seiner Schürze, bald mit seinem Rock, trocknete die Augen und applaudirte! Die Augen des Publicums waren mehr auf ihn als auf Byron in Missolunghi gerichtet.

Der letzte Carnevalstag ist immer der lebhafteste; er endigt mit dem Bouquet des ganzen Festes, dem glänzenden, prächtigen Moccolo. Es war dieses Jahr besonders lustig; hier kam ein verkleidetes Ehepaar auf klafterhohen Stelzen, keck bewegten sie sich zwischen Wagen und Spaziergängern, dort brüllten zwei als Bären Verkleidete, der Eine weiß, der Andere rabenschwarz, Beide aneinander gekettet, ihnen folgte ein Müller, gefesselt an einen Schornsteinfeger. Hier hüpfte ein Mann mit Lotterieloosen, sein Hut endigte in einer Blase. Dort kam ein Anderer mit einer Orgel auf einem Karren; aus jeder Pfeife steckte eine lebendige Katze ihren Kopf und schrie jämmerlich, denn der Mann hatte an dem Schwanze jeder derselben eine kleine Schnur, und so spielte er. Ein Wagen war wie ein Blumenthron geschmückt, und auf diesem saß ein Minstrel; die Harfe stand fest, aber oben darüber war ein Glücksrad mit vielen Flaggen, welches sich im Winde drehte. Ein anderer Wagen stellte eine gigantische Geige vor; auf jeder Seite ritt eine Carricatur, die Quinte trug ein kleines feines Mädchen, und alle vier Saiten sangen mit voller Kraft, sowie der Geiger, welcher an der Seite des Instrumentes stand, der betreffenden Person mit seinem Bogen über den Rücken strich.

Durch die lange Straße regnete es Confetti und Blumen, doch besonders letztere, denn der diesjährige Februar war reich an Veilchen und Anemonen. Ich sah Don Miguel, den wirklichen Don Miguel in

Civilkleidung durch das Gedränge schreiten, er erhielt eine Handvoll Confetti. Die Königin Christine von Spanien hatte einen Platz auf einem Balcon; Confetti und Blumen waren ihre Waffen. — Nun ertönte das Zeichen zum Pferderennen; an diesem Tage wurde einer der Zuschauer von den jagenden Pferden getödtet, Aehnliches geschieht jährlich; die Leiche wurde bei Seite geschafft und die Lustigkeit tobte fort. „Moccoli! moccoli!" ertönte es, und im Nu erstrecken sich aus allen Fenstern, von allen Balconen, ja selbst oben aus den Dächern, lange Röhre, Stöcke und Stangen, mit kleinen brennenden Wachslichtern besetzt. Die Fahrenden, die während des Pferderennens in den Seitenstraßen hatten halten müssen, füllten wieder den Corso, aber die Pferde, der Hut des Kutschers, seine Peitsche, Alles war mit brennenden Wachslichtern besetzt; jede Dame im Wagen hielt ihr Licht und suchte es vor der entgegengesetzten Partei zu beschützen, die es auszulöschen strebte. — Stöcke mit Taschentüchern flatterten in der Luft. Ein Schreien, ein Rufen, wovon Keiner einen Begriff hat, der es nicht gehört, betäubte alle Ohren; „senza moccolo! senza moccolo!" Kleine Papierballons mit Lichtern schwebten unter das Gedränge herab, es war in der ungeheuern Straße, als ob alle Sterne des Himmelsgewölbes, die Milchstraße nicht zu vergessen, eine Wanderung durch den Corso machten! Die Luft war wie erhitzt von den Lichtern; die Ohren wurden vom Lärm betäubt. Es war das wildeste Bacchanal — und wieder im Nu verlosch Licht auf

Licht, man sah das letzte, es wurde finster und still, die Kirchenglocken läuteten, die langen Fasten begannen.

Am andern Morgen fuhr ein wohlbepackter Wagen nach dem andern fort mit den Fremden, fort aus dem todtenstillen Rom, wo alle Galerien geschlossen, alle Bilder auf den Altären mit schwarzen Teppichen bedeckt waren. — —

Es ging nach Neapel.

XIV.

Pegasus und die Vetturinpferde.

(Dialog.)

Man hat Reisebeschreibungen auf vielerlei Art erhalten, aber, wie ich glaube, bisher noch nicht als Dialog.

Am 24sten Februar 1841 fuhr ich in früher Morgenstunde aus Rom, aus der porta San Giovanni, in einem schwer bepackten Reisewagen, von zwei gewöhnlichen Gäulen und einem hübschen, lebhaften und feurigen Vorläufer gezogen — es war Pegasus selbst —, und sehr begreiflich, daß er sich hatte vorspannen lassen, denn in dem Wagen saßen zwei Poeten, außerdem ein geistlicher Sänger, so lebhaft, so jugendlich froh, eben dem Kloster entschlüpft, um in Neapel den Generalbaß zu studiren. Schon in Albano vertauschte er die Mönchskutte mit dem schwarzen Cavalierrock; fast konnte er auch als Poet gelten; und dann war noch eine Signora da, die für Poesie und Poeten

schwärmte, aber nicht rückwärts fahren konnte. Wie man hört, war es eine Gesellschaft, welche zu ziehen dem Pegasus keine Schande machte. Sie nahmen den Weg nach Neapel; nun wollen wir den Dialog hören.

Erste Tagereise.

Pegasus.

Auf antiken Wegen, längs meilenlangen Wasserleitungen, welche sich wie Säulen zur Vorhalle eines Schlosses erheben, vorbei an strauchbewachsenen, gemauerten Gräbern, führt der Weg nach Albano. Ein Kapuziner, den Bettelsack auf dem Rücken, war der Einzige, dem wir begegnen. Wir nähern uns dem Grabe des Ascanius — wie ein mächtiger Mauercoloß dicht am Wege prangt es mit Gras und Sträuchern. Singt doch, ihr Dichter dort im Wagen; singt von Roms Campagna!

Vetturinpferde.

Willst du ziehen helfen! Was sollen die Sprünge bedeuten? Nun geht es bergauf. In Albano halten wir zwei volle Stunden an, der Hafer ist gut, der Stall ist groß. Ach, wir haben noch weit, ehe wir heute Abend zur Ruhe kommen! —

Pegasus.

Wir sind in Albano! Hier in der Straße ist ein Haus, wir kommen dicht an ihm vorbei, es ist klein,

hat nur zwei Etagen und ist ganz schmal. Die Thüre wird geöffnet, ein Jäger tritt heraus, er hat blasse Wangen und kohlschwarze Augen; es ist Don Miguel, der Ex-König von Portugal! Darüber könnte ein Gedicht gemacht werden; hört es, ihr Poeten im Wagen! Nein, sie hören es nicht, der Eine macht sich angenehm bei der Signora, der Andere ist in Gedanken mit einer Tragödie beschäftigt.

Vetturinpferde.

Nun haben wir ausgeruht, machen wir jetzt, daß wir fortkommen! Der Weg ist lang, bergauf, bergab! Sieh doch nicht die Steine an, das ist das Grab der Horatier; das ist eine alte Geschichte. Immer fort!

Pegasus.

Was für prächtige Bäume! Welche Ranken von Immergrün! Tief zwischen Felsen führt der Weg, Quellen plätschern, und hoch auf dem Berge zwischen den Kronen der Bäume thront Aricia's mächtige Kirchenkuppel! Glocken läuten; am Wege steht ein Kreuz, schöne Mädchen wandeln vorbei, verneigen sich vor dem Kreuze und beten ihren Rosenkranz. Wir nähern uns Genzano, die Poeten steigen aus dem Wagen, sie wollen den Nemi-See schauen, der einst ein Krater war. Ja, das ist eine noch ältere Geschichte, als die der Horatier! Laßt uns fortlaufen, während die Poeten schwärmen; in Velletri können sie uns ja einholen. Wir wollen laufen! —

Vetturinpferde.

Das vordere Pferd ist wie toll! Es kann weder stehen noch gehen! Mir scheint doch, es sei alt genug, um das gelernt zu haben.

Pegasus.

Tief unter uns liegen die grünen, grasbewachsenen Sümpfe und Circe's Klippeninsel im Meere! Wir sind in Cisterna! der kleinen Stadt, wo der Apostel Paulus von Freunden aus Rom empfangen wurde, als er sich dieser Stadt näherte. Singt davon, ihr Poeten! Der Abend ist schön, die Sterne funkeln; im Wirthshause zu Cisterna ist ein schönes Mädchen, seht sie an, ihr Poeten, und singt von der Feuerlilie in den Sümpfen!

Zweite Tagereise.

Vetturinpferde

Geh' nun nur ein wenig ruhig! Nicht im Galopp! Vor uns fährt ein Wagen, den dürfen wir nicht überholen. Hörtest Du nicht selbst, er fährt deutsche Damen, die keinen Herrn mithaben und darum baten, in unserer Gesellschaft bleiben zu dürfen, da sie sich vor Räubern fürchten. Hier ist es unsicher, vor Jahr und Tag hörten wir die Kugeln an uns vorbeipfeifen.

Pegasus.

Der Regen stürzt herab. Alles steht ringsumher unter Wasser, die Schilfhütten scheinen von den überschwemmten Inseln fortsegeln zu wollen. Laßt uns

durchgehen! Der Weg ist so eben! Dort liegt ein prächtiges Kloster, die Mönche sind fort, die Sumpfausdünstungen vertrieben sie; das Kloster steht da mit grünem Schimmel an Mauern und Marmorsäulen, Gras wächst auf dem Fußboden, Fledermäuse flattern unter der Kuppel. Wir laufen hinein durch die offene Pforte, mitten hinein in die Kirche, und halten dort an! Dann sollt ihr sehen, wie die Dame, die wir ziehen, vor Schreck zum schönen Marmorbild geworden ist! Dann sollt ihr unsern Capellmeister singen hören, seine Stimme ist schön, er singt einen Hymnus seiner Rettung! Und beide Poeten erzählen aller Welt von dem lebensgefährlichen Abenteuer in den pontinischen Sümpfen.

Vetturinpferde.

Hüte Dich vor der Peitsche! Halte Dich mitten auf dem Wege! Bald sind wir in Terracina, dort werden wir ausruhen, und an der Grenze werden wir ruhen, und bei der Dogana werden wir ruhen. Das ist das Beste auf der ganzen Reise!

Pegasus.

Die Sonne scheint auf die röthlichgelben Felsen, die Sümpfe liegen hinter uns, drei halbe Palmen stehen dicht am Wege, wir sind in Terracina: Aber wohin zerstreute sich unsere Gesellschaft? Der eine Poet schritt die Felsen hinan, zwischen die hohen Cactus, ringsum sind Gärten mit Citronen- und Apfelsinenbäumen, jeder Zweig beugt sich unter der Last

der gelben, schimmernden Frucht; er steigt hinauf zu den Ruinen von Theodorich's Burg, schaut gen Norden hinaus über die grasbewachsenen Sümpfe und sein Herz singt:

— „mein Weib,
Meine holde, duftende Rose!
Und Du mein Liebling! Mein Alles, mein Leben,
Mein Augenstern und mein Zeitvertreib —
Du Knospe an meiner Rose!"*)

Aber der andere Poet sitzt unten am Meere, ja draußen im Meere, auf den mächtigen Klippen, er netzt seine Lippen mit den salzigen Tropfen und jubelt: „Du wogendes Meer, Du friedliches Meer! Du umfassest, gleich mir, die ganze Erde, sie ist Deine Braut, Deine Muse! Von ihr singst Du im Sturm! In Deiner Ruhe träumst Du vom Himmel! Du klares, Du durchsichtiges Meer: —"

Vetturinpferde.

Es war wirklich guter Hafer, den wir in Terracina erhielten! Der Weg war auch ganz passabel, und wir hielten so hübsch lange bei der Dogana in Fondi! Sieh, nun geht es die Berge hinauf! Wozu die wohl gut sind? — erst hinauf, dann hinab! Ja, das ist ein herrliches Vergnügen!

Pegasus.

Die Thränenweiden zittern im Winde. Wie eine Schlange windet sich an der Bergseite der Weg, an ver-

*) H. P Holst.

fallenen Verschanzungen und von der rothen Abendsonne bestrahlten Olivenhainen vorüber. Eine malerische Stadt auf dem Felsen über uns, und Betriebsamkeit der Bauern hier unten auf dem Wege! Es liegt Poesie in diesen Bergen. Komme hierher, wer singen kann! Steigt auf meinen Rücken! Meine Poeten dort im Wagen sitzen und faullenzen. Wir fliegen fort an dem stillen, sternenhellen Abend, bei den cyklopischen Mauern vorbei, wo der dichte Epheu als Draperie über die Höhlen hängt, die vielleicht einen Räuber verbergen! Fort, bei den zerbröckelten Gruben vorbei, wo Cicero durch den Dolch der Mörder fiel! Wir nähern uns zwischen hohen Lorbeerhecken und und schimmernden Citronen seiner Villa; in Mola di Gaëta verträumen wir die Nacht!

Vetturinpferde.

Das war freilich ein verzweifelter Weg. Wie ich essen und trinken will, wenn nur der Hafer gut und das Wasser frisch ist! Möchte nur Jeder seine Krippe für sich finden!

Dritte Tagereise.

Pegasus.

Unter dem Laubdach der Orangen saß die schöne Signora. Einer der Poeten las mit hübscher, klangvoller Stimme italienische Gedichte vor. Der Capellmeister lehnte sich an den hohen Citronenbaum, lauschte und schaute zugleich zwischen den Cypressen hinaus auf

das Meer, wo die Sonnenstrahlen auf die weißen Segel der Schiffe fielen. Der andere Poet lief auf's Feld, pflückte rothe Anemonen, wand Kränze, nahm dazwischen eine glänzende Apfelsine, nahm zwei, und sie sprangen wie Goldäpfel in die reine Luft. Es war Jubel in seinem Herzen, Gesang auf seinen Lippen. Er fühlte: „ich bin wieder in Italien!" Im Stalle standen die Pferde, jedes mit dem Kopfe in der Krippe, auch sie hatten es gut; aber wo ich stand, ich Pegasus, war in der Mauer eine Luke, und diese war geöffnet; ich steckte meinen Kopf hinaus, sah über die Wipfel der Citronenbäume und die dunkeln Cypressen, die weiße Stadt auf dem Isthmus im Meere, und ich wieherte, daß ich glaube, die Poeten mußten mich daran erkennen.

Vetturinpferde.

So, nun geht es denn wieder fort, nach Santa Agata — dort ist das Futter gut! Und darauf nach Capua, der starken Festung mit dem schlechten Wasser! Aber dann naht sich die Reise ihrem Ende.

Pegasus.

Die Berge sind blau, das Meer ist blau, und auch der Himmel hat seine eigne strahlende Bläue, es ist eine Farbe in drei Nuancen, es ist Liebe ausgesprochen in drei verschiedenen Sprachen. Sieh, wie die Sterne funkeln, sieh, wie vor uns die Stadt von Lichtern strahlt; es ist Napoli, die schöne Stadt, die heitere Stadt, Napoli, Napoli!

Und wir waren in Neapel.

XV.

„Die Malibran-Garcia ist todt!“

Das Theater San Carlo war geschlossen und sollte während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Neapel geschlossen bleiben. Das große prächtige Haus mit seinen Basreliefs kam mir wie ein Grabmonument für die Königin des Gesanges vor, für sie, welche ich vor sieben Jahren hier zum ersten Male hörte.

Sie ist todt, die Malibran-Garcia, die Königin des Gesanges!

O, ich erinnere mich lebhaft jenes ersten Abends, als ich hier war. Man gab die damals neue Oper Norma, ich kannte sie nicht, ich hatte die Malibran noch niemals gehört.

Das Haus war überfüllt. Erwartungsvoll pochte mein Herz! Der Vorhang rollte auf, der Druidenchor tönte durch den Wald — und bald trat Norma hervor. Im weißen Kleide, den Kranz um die Schläfen, als sei sie selbst die Muse des Gesanges, stand sie dort, „Norma-Malibran“; sie zerschnitt den frischen Eichenzweig und Gesang ertönte — ja, es war die hehre Muse selbst! So hatte ich zuvor nie singen hören! Es war als offenbarten sich des Herzens tiefste Gefühle in Tönen, meine Brust erweiterte sich und ich fühlte einen augenblicklichen Schauer, wie wir ihn immer empfinden, wenn sich uns etwas Göttliches offenbart.

Sie schwieg, und ein Strom des Jubels erfüllte das ganze Haus, aber man hörte auch eine schrillende Pfeife, eine einzige, allein sie übertönte Alles; die Schlange des Neides zischte gegen die Königin des Gesanges. Hundert Hände ballten sich gegen sie, tausend Stimmen vermochten nicht sie zu übertäuben. Aber ich hatte nur Ohren und Augen für die Malibran! Welcher Gesang! welches Spiel! Und es war ein schönes Weib, das ich anblickte! — Evviva la divina! tönte es von jedem Platze in dem überfüllten großen Hause. Blumen regneten auf sie herab, und zwischen den Blumen zischte die Schlange.

Ich hörte die Malibran später in la pruova d'una opera seria und im Barbier: — welche Lebhaftigkeit, welche Laune! — Alle wurden hingerissen; es war ein Jubel, ein echt neapolitanischer Jubel, und von solchem hat man im Norden keinen Begriff! — Stimmen kreuzen sich in den begeistertsten Ausrufungen; hundert Stimmen fallen ein und singen das Thema des eben beendigten Gesanges, und in ihrem Entzücken glauben sie auch singen zu können. Alle Augen flammen, man springt auf die Bänke, dort giebt man mit Händen und Füßen seinen Beifall zu erkennen, Blumen, Gedichte, Bänder, ja lebende Tauben fliegen aus den Logen und dem Parterre! —

Zu derselben Jahreszeit wie jetzt war es, als ich damals die Malibran in Neapel hörte. Alles hatte da den Reiz der Neuheit; südliche Wärme, südlicher Glanz lag über dem Ganzen, und nun — wie verändert!

Damals stieg an jedem Tage eine Pinie von Rauch aus dem Krater des Vesuv, in der Nacht wurde sie zu Feuer: Krone, Stamm und Wurzel, das Ganze spiegelte sich in dem klaren Golf. Jetzt hingegen lag nur ein Nebel um den Krater, der Riese darin schlief.

Damals sah ich die „blaue Grotte", deren Tiefe leuchtendes Wasser ist, deren Wände an Farbe mit der Kornblume wetteifern; die Grotte, die kein Dichter schildern, kein Maler uns wiedergeben kann; Jetzt war sie durch Sturm und Fluth so gut wie fortwährend geschlossen.

Der Vesuv, die Grotte von Capri und Pompeji, die Stadt der Todten, waren mir die drei Wunder Neapels, und von diesen begrüßte mich unverändert nur die Stadt der Todten; nur in demjenigen, was den Todten angehörte, fand ich wieder, was meine Erinnerung an Neapel pries und besang. In der Stadt der Todten dachte ich an die Todten, dachte an die Malibran-Garcia, in deren Tönen ich den Ausdruck fand für Alles, was damals meine Seele für Italiens Wunder und Schönheit fühlte. Italien und die Malibran waren in meinen Gedanken verwandt, wie Worte und Melodie eines geliebten Gesanges, man kann sie nicht trennen! — Und jetzt war sie todt! — Sie, die in so Vielem, das wir bewundern, mit Byron verwandt war, fand ihren Tod in dem Lande, welches ihm das Leben gab.

An einem der letzten Abende meines diesmaligen

Aufenthaltes in Neapel kam ich über Largo del Castello; die Façaden der kleinen Theater prangten hier mit gemalten Bildern, welche Effectscenen aus der Oper oder der Posse zeigten, die darin gegeben werden sollten. Ich ging in's teatro del fondo, wo Mitglieder der Gesellschaft von San Carlo eine Oper aufführten. Heute Abend war es Norma; Miß Kemble, deren Name in den Zeitungen lobend genannt worden, sang die Rolle der Norma.

Hatte uns England eine Lebende für eine Todte gegeben? Miß Kemble sang — die Neapolitaner saßen still! Ganz still! Ich glaube, sie trauerten.

Die Malibran-Garcia ist todt!

XVI.

Aussicht aus meinem Fenster.

Es ist die piazza Fiorentina, die wir erblicken; ein Platz, eben so breit wie eine gewöhnliche Straße bei uns im Norden, und die Tiefe entspricht der Breite. Gerade gegenüber, dicht neben einer engen, winkligen Straße, breitet sich die Façade einer kleinen Kirche aus, in deren offner Vorhalle die Nachbarfrauen Wäsche zum Trocknen aufgehängt haben, von den Mysterien, die man nicht sehen, bis zu den bunten Kleidern, die man sehen soll. Zwei junge Priester schreiten, in ihrem Gebetbuche lesend, in der Vorhalle auf und ab. Draußen sitzt ein altes Mütterlein und verkauft Geld. Sie ist das Wechselhaus der Armen,

der Platz ihr Comptoir, der kleine Tisch, dessen Platte mit Messingdraht übersponnen ist, ihre Geldkiste; dort liegen die kleinen Münzen, die sie gegen Procente für größere verkauft; aber der Handel hat doch keinen rechten Fortgang. Dicht über ihr steht, bunt wie ein aus dem ABC=Buch geschnittenes Bild, ein Obstladen mit Mosaik von Citronen und Apfelsinen; das darüber befindliche Bild, Madonna darstellend, wie sie die Seelen im Fegefeuer erquickt, ist ein passendes Schild. Der ganze Platz ist mit breiten Lavafliesen gepflastert; die armen Pferde können nicht fest anziehen, werden daher unter Schreien und Rufen geprügelt. Nicht weniger als sechzehn Schuhmacher sitzen nähend zur Linken; die beiden der Thüre zunächst Sitzenden haben schon Licht angezündet, sie reißen einem unglücklichen Burschen die Mütze ab und stoßen ihn mit Apfelsinen vor den Leib, er scheint gegen den äußerlichen Gebrauch derselben zu protestiren. In allen Häusern ist die untere Etage ohne Fenster, aber mit offenen breiten Ladenthüren versehen. Vor der einen wird Kaffee gebrannt, vor der andern Suppe aus Kastanien und Brot gekocht, und der Mann hat Besuch; Leute mit Lumpen behangen essen aus einer Topfscherbe. In den obern Etagen des Hauses hat jedes Fenster seinen Balcon, oder dieser geht längs der ganzen Etage hin und trägt einen blühenden Garten, große Kübel mit Citronen= und Apfelsinenbäumen; die reifen Früchte in dem grünen Laube schimmern wie Hesperiens Sterne. Ein Engländer im Schlafrock

hat draußen seinen Schaukelstuhl, jetzt fällt der Stuhl hinten über und der Britte schlägt die Steine mit seinem stolzen Nacken. Aber hoch über Kirchen und Häuser erhebt sich der Felsen mit der Festung St. Elmo; die Abendsonne bescheint die weißen Mauern, die Thürme und den Telegraphen. Nun sinkt die Sonne und die Glocken läuten zum Ave Maria; das Volk strömt in die Kirche, die Lampen darin strahlen durch die Fenster. Der Restaurateur steckt das Licht in seinen weißen Papierleuchter; die Schuhmacher erhalten jeder eine Lampe, das giebt eine wahre Illumination! Das Mütterchen schließt ihre Wechselbank, ihr Knabe leuchtet ihr mit einem brennenden Lichte in einer Tüte nach Hause. In der Kirche wird gesungen, auf der Straße gelärmt, es verschmilzt wunderlich in einander. Aber was ist das? Eine Procession kommt aus der engen Straße, weiße vermummte Gestalten, jede mit einem großen Licht in der Hand. Vier Männer, gleichfalls in weißen Kitteln und mit Kappen über den Köpfen, tragen auf ihren Schultern eine roth behangene Todtenbahre: ein junges Mädchen, wie eine Braut gekleidet, mit einem Schleier und weißen Rosen um das Haupt, liegt darauf; Alle ziehen vor der Todten die Hüte, die Schuhmacher knieen.

Jetzt ist der Zug in der Kirche, und auf der Straße ertönt wieder derselbe Lärm wie vorher.

Der kleine Platz ist ein getreues Bild des großen Neapels, ja ein überaus getreues, denn der Dichter

saß an seinem Fenster und zeichnete jeden Zug, Alles was er unten sah.

Um Mitternacht wollen wir noch einmal hinaussehen, und Alles ist still auf dem Platze, kein Licht, außer der matten Lampe, die vor dem Madonnenbilde in der Vorhalle der Kirche brennt; plötzlich hört man Schritte. Einer schlägt das Steinpflaster mit seinem Stock, es ist ein lustiger Bursche, er geht vorbei und singt aus voller Brust und mit hübscher Stimme das Lied aus der Regimentstochter:

„viva la gioja!“

Und er geht sie zu finden; sein heißes Blut, seine feurigen Gedanken sagen ihm, wo sie zu finden ist. Still! es ertönen viele Instrumente. Der ganze Platz ist in ein Orchester verwandelt, ein männlicher Baß singt eine große Bravourarie; man bringt der Schönen eine Senerade! Höre nur, wie schön: „Ti voglio bene assai!“ Oeffnet sich nicht das Fenster? Tritt sie nicht hinaus auf den Altan? Nein! Es ist still in allen Häusern; die Musik zieht fort, der Platz ist wieder leer. Längs dem Hause bewegt sich ein Schatten, einige Accorde erklingen von einer Guitarre, aber kein Gesang. — Alles ist im Hause ruhig. Noch ein Accord, und ganz leise öffnet sich die Hausthür der junge Herr schlüpft hinein. — Felicissima notte! — „Gute Nacht, schlaf' wohl!“ sagt man im Norden; das ist ein guter Gruß. Der, welcher schläft, sündigt nicht! Der Italiener sagt hingegen: „felicissima notte!“ und die Sonne des Südens glüht in dieser guten Nacht.

XVII.

Ein neapolitanischer Corricolo.

Man muß ihn in seinem Fluge sehen, oben und unten, vorn und hinten mit Menschen bepackt. Es ist eine kleine Volksmasse, die hier auf zwei großen Kutschenrädern hinrollt, von einem armen Gaul gezogen, der mit Platten und Quasten, Schellen und Heiligenbildern so behängt ist, daß er als ein wandelndes Schild vor einer Trödelbude dienen könnte.

Das Cabriolet saust an uns vorbei, über die mit breiten Lavafließen gepflasterte Straße. Was ist das für eine Gesellschaft? Was mag sie vorhaben?

Der Kutscher, die große Fischerkutte um die Schultern tragend, mit halbnackten braunen Armen, flucht in seinem Herzen dem Dampfwagen, der leicht wie eine Schwalbe den Weg nach Portici hinabschießt, an grünen Weingärten, schaukelnden Böten und glänzenden Villen vorüber.

Dicht an seiner Seite sitzen zwei Frauen, die eine hat ein erschrecklich großes Wickelkind bei sich, sie behandelt es wie ein Packet ohne Werth; die Gedanken beider Frauen begegnen sich in der Kirche: „Sanct Joseph, der die Nackenden kleidet,“ sie kommen gerades Weges von daher. Wollenzeug und Linnen, Kleider und Wämmser sind Sanct Joseph, der Madonna und dem Bambino gegeben; die ganze Kirche war mit den guten Kleidern behängt, es war ein schöner Anblick, ein ganzer Laden; morgen sollen

die Kleider vertheilt werden. Wer wohl das rothe, prächtige Kleid mit den großen Puffen und der breiten Garnitur erhalten mag? Seht, das ist wohl werth, die Gedanken damit zu beschäftigen.

Auf demselben Wagensitz befinden sich außer dem Kutscher, den zwei Frauen und dem Windelkinde noch ein anständiger Mann; er pflegt an der Thür im Museo Borbonico zu stehen, er verdient dort eine Kleinigkeit für jeden Stock und Regenschirm, die er für die vielen Fremden verwahrt, welche täglich hierher kommen, um die prächtigen Statuen, Bilder und ausgegrabenen Sachen zu besehen. Gerade jetzt ist ihm eingefallen, ob nicht die meisten Fremden in den Galerien mit den Auctionatoren verglichen werden könnten, die dort umhergehen, um jedes Stück genau in ihrem Buch zu notiren. Das ist ja ein Gedanke!

Außer dem Kutscher, den zwei Frauen, dem Wickelkinde und dem anständigen Mann ist schlechterdings kein Platz für Mehrere, aber es sitzt doch noch Einer da: ein junger Bursche mit einem Gesicht so braun und hübsch, so echt neapolitanisch, — was könnte man nicht im Norden durch seine Augen bewirken! — Er sitzt übrigens nicht gut und hat daher den Arm um die Schultern der einen Signora geschlagen, aber Signora ist schon ältlich, er sieht auch zur Seite, er denkt an die Posilippo-Grotte, an den noch aus dem Alterthum stammenden Weg, welcher durch den Berg, unter Gärten und Villen hin, führt. Es ist ein Weg, wo eine ewige Nacht herrschen würde, wenn nicht Lampen

drinnen brennten. Vor Kurzem kam er durch, Wagen rollten vorbei; eine Heerde Ziegen, alle mit Glocken um den Hals, blöckte drinnen, man hörte sein eignes Wort nicht, und dann ritt dort obendrein ein Engländer im Trabe, man konnte ganz wirr im Kopfe werden. Das wurde ein armes Mägdlein auch und sprang erschrocken in die Arme unsres Burschen, sie wollte es nicht, aber was thut man nicht in der Angst? Die Lampe schien ihr gerade in's Gesicht, und das Gesicht war hübsch, da küßte sie der Bursche, — nun denkt er an diesen Kuß und dies Gesicht, und deshalb sieht er so vergnügt aus.

Kutscher, Frauen, Wickelkind, Mann und Bursche, ja das sind gar zu Viele für einen Sitz, gleichwohl sitzt doch noch Einer da, ein dicker Mönch, aber wie er eigentlich sitzen kann, mag der Himmel wissen, und was er denkt — ja, das darf ich nicht sagen. Er hat einen furchtbar großen Regenschirm mit; er ist die Güte selbst, er hält das Wickelkind, während Madame ihr Halstuch löst. Aber weiter kann Niemand hier sitzen, und daher steht auch der halberwachsene Knabe aufrecht, gerade vor der Gesellschaft, sein kleinerer Bruder sitzt zu seinen Füßen und schlenkert mit seinen dünnen Beinen gegen die Schweife der Pferde. Die beiden Knaben gehören zum Theater, das heißt, zum Puppentheater, wo Tragödien und große Ballete gegeben werden. Sie sprechen die Damenstimmen, der Eine soll heute Abend für die Königin Dido das Wort führen, der Andre für deren Schwester Anna. Seht, daran denken sie.

Hinten auf dem Wagen stehen zwei Kerle, ich glaube jeder auf einem Pflock, denn das Stückchen Bret, welches hinten hinausragt, ist von einem alten Fischer besetzt, der auf diese Weise rückwärts fährt und Augen und Gedanken auf eine Portechaise wendet, in der eine Dame sitzt, geputzt und steif, mit Flittergold und Schleifen auf dem Kopfe; es ist eine Hebamme, die über die Straße getragen wird, ja sie sitzt freilich besser als er.

Der Eine der Kerle an seiner Seite ist eine Art vertrauter Bote, — — seine Gedanken wollen wir daher nicht kundgeben; der Andere ist ein Genie von einem Taschendieb, seine Gedanken sind jetzt gerade bei dem rothen Taschentuch, dessen Zipfel aus der Tasche eines Vorübergehenden hängt; der Kerl ärgert sich über seine Fahrt, die ihm zwei Grani und — dieses Taschentuch kostet.

Seht, nun ist für Niemand mehr Platz, weder vorn noch hinten, weder oben noch unten — unten? — Ja dorthin haben wir noch nicht geschaut, und da liegt noch ein lebendiger Truthahn und ein ganzer Mensch! Ja in dem schaukelnden Netz unter dem Wagen liegen ein Hahn und ein zerlumpter Kerl, Kopf und Beine stecken durch das Netz; er hat nur Beinkleid und Hemd an, aber übrigens ein munteres Aeußere. Er ist innerlich froh, — er denkt an gar nichts!

Seht, das ist ein neapolitanischer Corricolo!

XVIII.
Abreise aus Italien.
1.
Ein Blick auf mich selbst.

Es war am 15ten März 1841. Koffer und Nachtsack, gut gepackt und verschlossen, standen mitten im Zimmer, der Träger kam schon die Treppe herauf, um die Sachen fortzutragen, ich mußte fort von Neapel, aus Italien, und ich war froh darüber: — wie sich der Mensch doch verändert! Als ich das vorige Mal dieses Land verließ, war ich innig betrübt und wehmüthig, freilich ging es damals heim nach Norden, jetzt dagegen nach Griechenland und dem Orient.

Man wird verzeihen, daß ich einige Augenblicke nur bei meiner eigenen Person verweile, doch nur so lange, als der Facchino mein Reisegepäck die Treppe hinabträgt.

Ich habe früher Schilderungen von Italien gegeben, die, wie ich glaube, nur Sonnenlicht und Schönheiten dieses Landes athmen, jetzt im Gegentheil haben viele der gegebenen Bilder starke Schatten, aber so habe ich dies Mal Italien gesehen. Der Reiz der Neuheit war verschwunden! Der Winter war ungewöhnlich hart, und ich selbst geistig und körperlich krank. Hier in Neapel tobte vor wenigen Tagen Fieber in meinem Blut, ich war vielleicht dem Tode nahe, ich glaube, der Tod schaute durch die Thürspalte zu mir herein, aber noch war es nicht Zeit, er ging wieder und die

Göttin der Gesundheit trat an seinen Platz. Draußen kam der Lenz eben so plötzlich, der Schnee schmolz rings auf den Bergen, das Meer lag glatt und blau da.

Eine neue Reise, vielleicht ein neues Leben sollte beginnen. Diese letzte Stunde war der Uebergang.

2.

Leonidas.

Das französische Kriegsdampfschiff „Leonidas", geführt von Capitain Lorin, lag im Hafen von Neapel.

Mein Freund und Reisegefährte, der Dichter Holst, begleitete mich an Bord. Alles auf dem Schiffe erschien mir fremd, auch ich war Allen unbekannt. Ein kranker Türke lag auf einigen Matten, die man zwischen Kohlensäcken ausgebreitet hatte; dicht daneben saß in einem gefütterten grünen Kaftan und mit weißem Turban eine Gestalt, die während der letzten Tage in Neapel durch ihre orientalische Tracht Aufmerksamkeit erregt hatte; es war, wie ich später erfuhr, ein Perser aus Herat. Ein Passagier nach dem andern kam an Bord, Amerikaner und italienische Mönche, französische Damen und Herren, Leute aus allen Weltgegenden, nur nicht aus Norden, nicht aus dem Bruderlande Deutschland.

Die Signalpfeipfe ertönte. Holst sagte mir Lebewohl — es war mir, als hörte ich zum letzten Male eine dänische Stimme, als sprächen hier mein Vaterland und alle meine Lieben dieses Lebewohl aus! Jetzt schien es mir erst, als gehe es recht hinaus in die

weite Welt. Mein Auge folgte dem Boote, das mit ihm zum Lande ruderte. Wir schwenkten die Hüte. Vom Ufer rief er noch einmal: „Lebewohl!“

Der Anker war gelichtet, Alles am Bord fertig, und noch lagen wir still. Alle Pässe waren vergessen, ein Officier mußte an's Land, sie zu holen. Wir warteten wohl eine halbe Stunde.

Während dieses Harrens will ich meine Leser mit der Einrichtung und den Bequemlichkeiten der französischen Kriegsdampfschiffe bekannt machen, so wie ich mich deren noch erinnere.

Das Verdeck selbst bildete eine kleine Straße; oben am Steuerruder, über das Wasser hinaus, war aus Holz ein hübsches kleines Haus für den Capitän erbaut. Hier waren Säle und Cabinete; Gemälde und Seekarten hingen an den Wänden, lange Gardinen flatterten an den offenen Fenstern, und zwischen diesen standen Divans, Fortepiano und Statuen; hier war es nicht nur behaglich, sondern auch zierlich. An des Capitäns Wohnung schlossen sich zwei andere vorspringende hölzerne Häuser an, jedes mit Cabineten für die übrigen Officiere. Auf dem kleinen Platz davor lehnte der Steuermann am Ruder, ein Stundenglas und eine hübsche große Uhr standen daneben, und der Schiffsjunge schlug Viertel- und ganze Stunden auf einer großen Metallglocke an, daß es auf dem ganzen Schiffe gehört werden konnte.

Vor dem Steuer führte zur ersten Kajüte eine Treppe hinab, die mit Teppichen belegt war und ein

Geländer von Gußeisen hatte. Dort hatten die Damen ihr eigenes nettes Zimmer und abgesonderte Schlafgemächer, die Herren jeder eine kleine Kammer und alle einen gemeinschaftlichen großen Saal, der zugleich als Speisesaal benutzt wurde. Prächtige Spiegel strahlten von den blankpolirten, getäfelten Wänden, marmorblanke Säulen trugen die vergoldete Decke; Fortepiano, Bibliothek, Kupferstiche und Zeitungen fehlten nicht.

Die Maschinerie nahm den mittlern Schiffsraum ein; über dieser auf dem Verdeck waren kleine hölzerne Häuser errichtet, ähnlich denen der Offiziere; eine kleine Treppe führt zu jeder Thüre hinauf. Der Commissair, der Steuermann, der Koch und der Restaurateur hatten hier ihre Wohnungen; hier waren Vorrathskammer, Weinkeller und Gott weiß was Alles. Hinten um diese kleinen Häuser lief eine Art Balcon, er erstreckte sich zu beiden Seiten des Schiffs über das Wasser hinaus, man sah dieses durch die offenen Fugen. Hier wurden während der Fahrt Kartoffeln geschält, Gefäße und Kleider gereinigt, es waren, wenn man will, die beiden Hinterhöfe des Schiffes.

Mitten auf dem Verdeck stand die Küche, ganz von gegossenem Eisen und mit Töpfen, Pfannen und Casserolen angefüllt; das war ein Kochen und Braten!

Dicht nebenan führte eine Treppe hinab zur zweiten Kajüte, die aus einem großen, hübschen Speisezimmer mit Kojen bestand; in den Seitengemächern war für vier bis acht Personen Platz. Hier schliefen zwei der

Schiffsofficiere und speisten abwechselnd mit der Gesellschaft. Die Bewirthung auf dem ersten und zweiten Platz war besonders gut und sehr billig.

Der Eingang zur dritten Kajüte war im Vordertheil, die Treppe führte etwas steil hinab, aber unten angelangt fand man ein helles, freundliches Zimmer. Die Divans längs den Wänden dienten hier als Schlafstellen.

Der vierte Platz ist das Verdeck und unglaublich billig, für einen halben Speciesthaler, segelt man über hundert Meilen. Im Orient nehmen die Türken, selbst aus der vornehmeren Klasse, diesen Platz ein.

Daheim im Norden macht man sich keinen Begriff von der Bequemlichkeit und Billigkeit dieser Dampfschiffe des Mittelmeeres. Die Amerikaner am Bord würdigten sie, wie ich später hörte, nicht so wie ich; sie sprachen von der Schnelligkeit ihrer eigenen Schiffe und dem großen Luxus derselben. „In zwölf Tagen sind wir von Amerika nach Europa gefahren! Es war herrliches Wetter, lustig am Bord; in der großen Kajüte war ein Theater erbaut und während der Ueberfahrt wurde an drei Abenden Komödie auf dem Weltmeere gegeben, es waren Vaudevilles von Scribe, die Officiere am Bord spielten die Damenrollen. Das Orchester bestand aus acht Personen, die Zuschauer erhielten Eis und Punsch, es wurde applaudirt und herausgerufen; und dies Alles auf dem Weltmeere!“

Ich war indessen schon froh bei dem Vielen, das die französischen Dampfschiffe darboten.

Nach langem Warten kam der Officier, der nach den vergessenen Pässen geschickt war; der Dampf drang nicht mehr aus dem Ventile, das Commando ertönte, und wir begannen unsere Fahrt aus dem Hafen von Neapel, der mit schaukelnden Citronen- und Apfelsinenschalen wie angefüllt war.

Noch nicht eine halbe Meile vom Lande hielt das Schiff an, es war etwas an der Maschinerie zerbrochen; aber wir hatten Schmied und Schmiedewerkstätte am Bord, bald war Alles wieder in Ordnung, wir segelten wieder.

Addio Napoli! a rivederci.

XIX.

Dampfschifffahrt.

Ein Dichter singt, weil er, wie der Vogel, es nicht unterlassen kann, es wogt in seiner Brust, in seiner Seele, der Gesang will heraus, er fliegt wie das Licht, er hebt sich wie die Welle: oft aber wird ein Notenblatt aus dem großen Buche der Natur dem Dichter vorgelegt, das ist eine Aufforderung zum Gesang, und dann singt er vom Blatte.

Vor mir lag Neapel und die ganze Küste wie ein Notenblatt, ein Lied ohne Worte.

„Schön ist es über's Meer zu fliegen!"

Napoli, Du weiße sonnebeglänzte Stadt! Das Gewühl der Menschen mit ihrem Gesang und Geschrei ist der Lavastrom, der durch Deine Straßen fluthet,

es tönt zu uns heraus; wie eine Schlange um die Meeresbucht liegt Stadt an Stadt, Napoli ist das Haupt dieser Schlange, St. Elmo die Krone, die sie trägt.

„Schön ist es über's Meer zu fliegen!“

Schwere Wolken verhüllen den Gipfel des Vesuv, sie hängen herab bis zur Hütte des Eremiten, aber es brennt im Berge, es brennt tief unter dem Meere, wie es mitten in unserm Schiffe, mitten in meinem Herzen brennt; Alles sind Vulkane! — Sieh, wie eine rauchende Rakete fliegt der Dampfwagen den Weg längs dem Golf dahin. Dort zwischen Orangengärten liegt Sorrento, die Pinie beschattet am Meere Tasso's Haus. Gleich versteinerten Wolkenmassen treten die Berge aus dem Meere hervor. Die Gemse klettert an dem kahlen Vorgebirge. Capri, ich grüße Dich, Du zauberische Insel! Ich erinnere mich Deiner Palmen unter den wilden Felsen, ich erinnere mich Deiner wunderbaren azurblauen Grotte, wo der Schaum des Meeres wie Rosen glänzt, wo die Steine Farbe haben, wie der Winterhimmel im Norden, wo das Meer ein Feuer ist! Hoch auf dem Felsengipfel schreitet der Esel über einen Fußboden von Mosaik, den letzten Rest von Tiber's prächtigen Sälen. Hier kniet der Eremit in stiller Einsamkeit. Capri, Insel der Erinnerungen, wir fliegen an Dir vorbei! Die Sonne sinkt, die Nacht erscheint mit ihren funkelnden Sternen. Die Wellen brechen sich, jede Brandung

ist wie glühende Asche, das Kielwasser leuchtet, der Himmel leuchtet.

„Schön ist es über's Meer zu fliegen!"

Jetzt ist es Nacht! — Der Schiffsjunge ruft: „Wacht auf! wacht auf! Stromboli flammt! Kommt doch, o seht doch!" In Mäntel gehüllt stehen wir am Bord und sehen in der dunklen Nacht über's Meer, welches in phosphorischem Glanze leuchtet. Am Horizont steigen Raketen auf, roth, grün und blau; nun dringen sie hervor wie Flammen; es ist Stromboli, die brennende Insel, die einst der Meerestiefe entstieg. Sie ist eine Tochter des Aetna, sie tauchte mit ihren Schwestern hervor aus dem Meeresgrunde, draußen vor dem Mutterlande. Auf Sindbads Reise, sagt das morgenländische Märchen, stiegen die Seeleute auf einen Fisch, den sie für eine Sandbank hielten. Sie legten Feuer auf ihm an, und der Fisch tauchte wieder in die Meerestiefe. Die liparischen Inseln sind auch solche Fische des Abgrundes, die Menschen bauen und wohnen auf ihrem Rücken — und ehe sie es wissen, tauchen jene mit ihnen unter.

Wir nähern uns immer mehr! Die Sterne funkeln, das Wasser ist Feuer. —

„Schön ist es über's Meer zu fliegen!"

XX.

Sicilien.

(Küstenpanorama.)

Vor einigen Sommern machte ich die sogenannte Götha-Canal-Reise durch Schweden. Auf einer Strecke dieser Fahrt gelangt man in die Ostsee und kommt innerhalb der Scheeren durch einen Archipelagus von Inseln; einige sind so groß, daß sie Weide für ganze Viehheerden darbieten, oder einen kleinen Fichtenwald tragen, andere sind nackte Felsen, zwischen welchen die Wellen sich schäumend brechen. Hier stieg ein Lootse an Bord, die Passagiere mußten sich gleichmäßig an beiden Seiten des Schiffes vertheilen; große Blöcke wurden an den Seiten ausgehängt, um einen möglichen Stoß gegen die Klippen abzuhalten, das Dampfschiff mußte einen Strudel passiren. Es herrschte Aufmerksamkeit und Schweigen, das Wasser spritzte vorn empor, es war als erfasse eine unsichtbare Hand das Schiff und höbe es — die Klippen lagen hinter uns; wir waren jenseits des Strudels. In keiner Geographie habe ich von einem solchen an der Küste Schwedens gelesen, dagegen aber von den Strudeln Siciliens; Charybdis und Scylla sind weltberühmte Namen.

Unser Schiff glitt über der Charybdis Strömungen hin, wir ahnten es nicht! Wo ist der wilde Strudel? Man deutete auf eine Stelle des Meeres dicht daneben wo wir segelten, aber dort war keine besondere Bewegung der Wellen zu bemerken. Wo ist

Scylla? „Ja, sie lebt noch!“ Man deutete auf Calabrien's wilde Klippenküste, auf einen kleinen hervorspringenden Felsen mit einer düstern verfallenen Stadt; hier tobte eine starke Brandung, obgleich das Meer ziemlich ruhig war. Schwarzgraue Klippen ragen dort hervor, wo die Wogen sich brachen; es waren der Scylla heulende Hunde, die wir sahen; in einem Sturme, glaube ich, müssen sie auf Messina's Sand-Isthmus gehört werden können. Wir näherten uns diesem; in Nordwesten lagen die liparischen Inseln und begrenzten den Horizont.

Sicilien! Du mächtiger Dreifuß auf dem tiefen luftklaren Meere, sei uns gegrüßt! Du weinlaubbekränztes Land, wo die Götter gelebt, die Helden gekämpft haben, an dessen Küsten noch die Fee Morgana ihre luftigen Zauberschlösser baut, sei uns gegrüßt!

Wir glitten an dem Leuchtthurm vorbei. Er liegt auf der äußersten Spitze einer Sandbank, welche malerische Fischerwohnungen trägt und sich an Messina's Vorstadt anschließt; es war als beginne hier eine Flußschifffahrt; eine Menge Schiffe kreuzten vorüber Fischer zogen ihr Netz und ihre Böte an's Land; Kinder spielten am Strande. Calabrien's Klippenufer hatte ein wunderbar grünes und röthlich-braunes Aussehen, ganz verschieden von dem Oberitaliens und den Felsen der Schweiz; diese erschienen wie moosbewachsene Lavablöcke, aber Sicilien's Felsen gleichen riesengroßen versteinerten Blasen; es sah aus als sei die Insel aus der Tiefe heraufgekocht und plötzlich in

Stein verwandelt; schwere Wolken lagen auf den Bergen, als seien sie der Dampf von dem Gebräu. Der Aetna war nicht zu erblicken!

Schon lag die Bucht hinter uns und Messina selbst mit seinen gelbgrauen Palästen und flachen Dächern; fremde Flaggen wehten in dem sichern Hafen, aber die dänische entdeckte ich nicht. Ein Geistlicher aus Rom, der am Bord des Schiffes stand, deutete auf die Stadt der Messenier, und erzählte uns mit großer Salbung von einem Briefe der Mutter Gottes, einen echten Briefe, der sich in der Kathedrale befinde und eigenhändig an Messina's Bewohner geschrieben sei. Er jubelte bei der Erinnerung an das berühmte Warrefest, an den Glanz der Kirche und die prächtigen Aufzüge. Seine Schwester hatte dort einmal die Mutter Gottes vorgestellt. Eine Maschine auf Rädern, man konnte sie ein großes Haus nennen, angefüllt mit Männern und Weibern, Alten und Jungen, verkleidet wie Engel, Propheten und Heilige, und ganz oben Messina's schönstes Weib, die Mutter Gottes vorstellend, wurde von Priestern und Brüderschaften durch die Straßen gezogen.

„Es ist herrlich in Messina!“ jubelte er, „Messina nobilis, fidelissima!“

„Dort sind schöne Weiber!“ sagte ein junger Franzose, „Scylla und Charybdis, sie schwimmen nicht mehr auf dem Wasser, sondern sitzen unter dem Weinlaub und fangen mit den schwarzen, brennenden Augen, den schönen Formen, dem himmlischen Lächeln!“

Auf der calabresischen Seite liegt Reggio, das

wenige Wochen zuvor schrecklich durch Erdbeben gelitten hatte*), eine Menge Schiffe waren gestrandet; jetzt lag wieder Alles in einem warmen und lächelnden Sonnenglanz, und das Lächeln der Küsten hier hat etwas Zauberhaftes. Mein Gedanke flog zu den Millionen, deren Herzen an diesen Ufern vor Todesfurcht und Lebenslust gepocht, den Millionen, die hier gesegelt waren, von der Zeit an, als Ulysses an Polyphem's Höhle vorbeisteuerte, bis heute, da unser pfeilschnelles Dampfschiff über diesen Wasserspiegel glitt, wo die Fata Morgana ihr Luftschloß zeigt. Aber kein Säulenreihe aus Strahlen, keine phantastischen Kuppeln und gothischen Thürme erhoben sich auf dem blauen Wasser. Doch die Küsten selbst waren eine Fata Morgana für Augen und Gedanken. — In tiefen Gräbern aus Lava und Asche schlummern hier ganze Städte und schöne Marmorbilder, aber darüber entstehen neue Gärten und Villen, darüber thürmen sich wilde dunkle Felsen, drohend wie Gewitterwolken.

„Alle Thäler dort," sagte der junge Franzose, „sind schöne Weinlauben, und in jeder sitzt dort — nicht Amor, sondern, was besser ist, die reizendsten Weiber,

*) Die Domkirche, das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude stürzten zusammen. Schon in Neapel erblickte ich Spuren des Erdbebens; viele Häuser hatten Risse von oben bis unten, durch ganze Straßen war Haus an Haus mit Balken gestützt. Selbst in Rom wurden Stöße verspürt. Die Tiber trat aus ihren Ufern und überschwemmte die nächsten Straßen.

so feurig wie der Aetna, so leicht wie die Fee Morgana, und sie verschwinden nicht wie diese, wenn man nach ihnen hascht!“

Mir kamen die Ufer Siciliens mehr wild als anmuthig vor; Val di demona, Teufelsthal, nennt man diese Strecke, der Name ist hier sehr bezeichnend. Hoch auf Klippen, von denen herab ein Wasserfall braust, liegt Taormina mit seinen Marmorbrüchen; dies war des Bacchus heitere Stadt, wo Pancratius, der Schüler des Apostels Paulus, die Statue des Götzen in's Meer stürzte. Von der Prachtruine, dem Theater aus dem Alterthum, wo einst ein ganzes Volk bei den Schauspielen des Aristophanes und Plautus jubelte, schaut nun der Hirt einsam über das Meer und sieht die Rauchsäule unsers Schiffes, unsers dampfenden, fliegenden Aetna.

„Aber wo ist Sicilien's Aetna?“ fragte ich. „Werden wir den nicht zu sehen bekommen??“

„Dort thront er!“ sagte man, aber ich sah über der Felsenküste nur schwere Wolken; ich erhob das Haupt noch mehr, schaute fast gerade empor, und hoch über den Wolken, in der klaren Luft stand der Gipfel des Aetna, bedeckt mit Schnee der jedoch rings um den Rand des Kraters in langen Spalten geschmolzen war. Welche Größe! Der Vesuv ist nur ein Sandhügel gegen diesen Riesen, Sicilien's Stolz und Wohlthäter. Er ist ein Amphitheater für die erhabenen Götter selbst! Jeder Schritt bildet eine Zone: die unterste zeigt uns Weinberge und Gärten, die zweite ist eine Waldregion mit hundertjährigen Bäumen, die dritte hat nur Eis und Schnee, die vierte Rauch und

Flammen. Immer dampft, immer sprudelt er, aber dieser Dampf, dieses Sprudeln wird eine Ruhe genannt, wenn nicht der Lavastrom meilenweit fließt, Städte verschüttet, Weinfelder und Thäler verwüstet.

Wir durchschnitten den Golf von Catania; die Wellen rollten weich und leicht ringsum; die Sonne schien hell! So weit wir in die Thäler sehen konnten, lag der Aetna voll Schnee; dort war noch der nördliche Winter, am Fuße hingegen südlicher Sommer mit frischen Blumen, reifen Früchten, Palmen und indischen Feigen.

Als wir nach dem Mittagsessen wieder auf das Verdeck stiegen, ging die Sonne unter. Das Meer schimmerte wie Purpur und Gold, die Luft hatte einen Glanz, wie ich ihn nie zuvor gesehen, die Küsten einen Luftschimmer, so schmelzend, so farbenreich! Das Ganze bot den Charakter der schönsten asiatischen Landschaft dar. Syracus lag träumend, unbeschreiblich lieblich da.

„Dort ist Santa Lucia geboren," sagte unser römischer Geistlicher.

„Ja, und Archimedes," fügte ich hinzu. „Das ist des Agathokles Stadt, und dort Arethusa's Quelle!"

„Santa Lucia war die Tochter Gottes," antwortete der Geistliche und seufzte.

Welcher Sonnenuntergang! Welcher Anblick! So kann er nur von der Hand gegeben werden, die in der Wirklichkeit den schönen Regenbogen auf die leichten schwebenden Wolken malt. Der Ton einer Glocke drang von der Küste zu uns heraus, er klang so melodisch, er war wie der letzte Ton eines sterbenden Schwans, indem

er sein Haupt neigt und auf den großen ausgebreiteten Schwingen herabsinkt aus der Luft, herab in das blaue, das friedliche Meer!

XXI.

Malta.

Es war drei Uhr Morgens; ich hörte den Anker fallen und wußte nun, daß wir in Malta's Hafen lagen. Ich warf meinen Mantel um und sprang auf das Verdeck.

Das Erste, was ich sah, war der abnehmende Mond, seine Hörner waren so dünn und gebogen und doch leuchtete er wie der Vollmond im Norden; oder rührte vielmehr diese Klarheit in der Luft von den unzähligen Sternen her? Eine solche Pracht habe ich nie zuvor gesehen, weder unter Italiens heiterem Himmel, noch selbst in unsern nördlichen Winternächten. Die Venus schien eine Sonne zu sein, unendlich fern, so daß sie sich nur als ein Punkt zeigen konnte, aber sie war ein Sonnenpunkt. Ihre Strahlen spielten mit denen des Mondes um die Wette auf der Wasserfläche. Die Sterne im Norden sind nur glänzendes Glas, hier sind sie echte Steine! Unwillkürlich falteten sich meine Hände, mein Gedanke war bei Gott im Anschauen seiner Herrlichkeit. Ringsum war es still! Man hörte nicht das Plätschern eines Ruders im Wasser, nicht den Ton einer Glocke! Alles war still, wie in einer einsamen Kirche.

Ich schaute mich um, und hinter mir stand eine

niedrige gelbe Felsenmauer, deren höchster Punkt, zu einem Obelisken geformt, auf die Sterne deutete. Gerade vor mir und an den Seiten schimmerten weißgelbe, große, seltsame Paläste, wie ich sie nur aus „Tausend und eine Nacht“ kannte! aber zwischen diesen Gebäuden und mir lag still und träumend ein großes Schiff neben dem andern; mein Auge verlor sich zwischen den Masten. Wir lagen in La Valetta's Golf; wie wir hineingekommen, entdeckte ich nicht.

Das war also die Insel, die Homer besungen und deren die Phönicier sich bemächtigt hatten, die Insel der Kalypso, wo Ulysses ein Jahr seines Lebens zubrachte, die Melite der Griechen und Karthager; die Insel, welche die Vandalen, Gothen und Araber als Sieger gesehen hatte, des Grafen Roger Malta, die weltberühmte Insel des Johanniterordens, jetzt Englands Station im Mittelmeere.

Welche Erinerungen und welchen eigenthümlichen Anblick bot diese Insel dar! Doch der Sternenhimmel war mir in diesem Augenblicke das Prachtbild; La Valetta und alle diese stolzen Schiffe hier unter der stärksten Festung der Welt waren nur die Einfassung dazu; die Einfassung war prächtig, eine der prächtigsten, die ich gesehen, aber daß ich den Rahmen über das Bild vergaß, ist wohl verzeihlich und in der Ordnung.

Ich ging wieder zur Ruhe, und buchstäblich gesagt, nur mit dem Himmel in meinen Gedanken!

Als ich wieder auf das Verdeck kam, wurde ausgeschifft. Alles auf dem Schiffe und ringsum war Leben

und Bewegung. Der ganze Hafen wimmelte von Böten. Dicht neben uns lagen zwei große Kriegsschiffe mit doppelten Kanonenreihen, eine über der andern. Citta nuova, Vittoriosa, La Valetta offenbarten sich wie eine einzige große Stadt; die in Felsen ausgehauenen Festungswerke verschmolzen mit den Gebäuden selbst. Das Arsenal, ein langes maurisches Gebäude, die meisten palastartigen Häuser, Alles schien aus den Felsen geformt zu sein, indem sie aus dem Gestein derselben aufgeführt sind und dadurch mit ihnen verschmelzen.

Schiffe kamen und gingen, Kanonendonner begrüßte die Festung und wurde wieder beantwortet; Böte mit Quarantaineflagge ruderten rasch an den großen Schiffen vorbei, eine Menge kleiner Kähne, welche vollständige Boutiquen bildeten, lagen still an der Seite unsers Fahrzeugs, einige mit Früchten, wovon jede Art ihren besondern Raum hatte, Citronen für sich, Apelsinen für sich, große Kürbisse bildeten die Einfassung; Feigen, Datteln, Rosinen und Mandeln fand man hier, es war ein bunter Anblick. Andere Böte brachten Gemüse und Kräuter, wieder andere Hemden, Strohhüte und Schärpen, es war ein ganzer schwimmender Markt. Jämmerliche kleine Böte, die dem Sinken nahe zu sein schienen, wurden von halbnackten Knaben gerudert, welche kamen um zu betteln. Es war eine ewige Bewegung unter den Passagieren, die von den Dampfschiffen, deren hier nicht weniger als sieben lagen, kamen oder zu ihnen gingen. Türken, Beduinen, Mönche und maltesische Weiber ruderten vorüber.

Unten an der Fallreepstreppe unsers Schiffes lagen über ein Dutzend Böte mit schreienden Ruderknechten, die uns als gute Beute betrachteten. Ein junger russischer Officier, mit dem ich die Reise von Neapel hierher gemacht hatte, schlug mir vor, mit ihm an's Land zu gehen und vereint die Merkwürdigkeiten zu besehen; er wolle auf der Wanderung vorläufig der Cassirer sein; ich war es zufrieden nnd wir fuhren ab.

Mehrere Lastträger, lauter Mauren, versammelten sich am Landungsplatz um uns und boten sich als Führer an. Wir erwählten Einen, der uns nur nach dem Hotel della Mediterranea führen sollte. Seine Kleider hingen in lauter Fetzen um ihn herum, aber er trug sie so keck, wie ein Fürst seinen Purpur; ein Paar kohlschwarze Augen blitzten in dem braunen Gesicht.

Eine Zugbrücke führt nach dem Thore von La Baletta; Mauern und Gräben sind in Felsen gehauen, und die Gräben selbst bieten den Anblick der reichsten Obstgärten dar. Hier war ein Wald von Orangenbäumen, breitblätterigen Palmen, Pfeffer- und Lotusbäumen.

Hinter dem Stadtthore beginnt eine Straße von Obstläden, Früchte aller Art, die der Süden besitzt erfreuen das Auge; es war ein Anblick, so reich und bunt, wie man ihn im Norden nie hat. Hier war eine Bewegung, ein Getreibe wie in Neapel's Toledostraße; maltesische Weiber, ganz schwarz gekleidet und mit Schleiern, die so dicht um den Kopf zusammengehalten wurden, daß man nur Augen und Nase erblickte; englische Soldaten in ihren Uniformen, zerlumpte Lastträger und

geputzte Matrosen, Alles in geschäftiger Bewegung! Hübsche Kutschen auf zwei Rädern und nur mit einem Pferde bespannt jagten vorbei, der maurische Kutscher lief nebenher.

Bald gelangten wir in größere Straßen; alle Häuser haben ein palastähnliches Aeußere und daneben ein eigenthümliches Gepräge durch die Menge der grünbemalten, hölzernen Erker, womit sie besetzt sind. Alle Hauptstraßen sind luftig, breit und theils macadamisirt, theils mit Lava gepflastert Alles erscheint reinlich, ja ich könnte fast sagen festlich.

Das Hotel, in welches wir traten, war so comfortable und prächtig, als sei es aus der Königin Victoria königlicher Stadt hergeführt.

Ich saß schon mit einer französischen Zeitung in der Hand, als ich draußen Lärm hörte. Mein russischer Reisegefährte hatte unserm Mauren für seinen Gang mit uns nur einige Pfennige geboten, aber er wollte die Kleinigkeit nicht annehmen. Ich sah, wie klein die Summe war, und fand auch, daß sie vergrößert werden müsse. Der Russe verneinte dies und öffnete die Thür. Der Maure legte das Geld auf die Schwelle, stellte seinen Fuß darauf, und mit einem Blick, der auf jeder Bühne seine Wirkung gethan hätte, sprach er Stolz und Zorn aus. Ich wollte dem Manne noch einiges Geld geben, aber der Russe trat zwischen uns, gab den Dienern einen Wink, sie warfen den Unzufriedenen hinaus, — und so war die Geschichte vergessen.

Ich ging indessen gleich darauf hinaus in die

Straße, wo ich den Mauren zu finden erwartete, und er stand auch dort, von einer Menge zerlumpter Kerle umgeben. Das Geld, welches der Diener vor die Thüre gelegt, lag noch auf derselben Stelle. Ich reichte ihm ungefähr dreimal so viel als ihm geboten war, indem ich ihm begreiflich machte, daß es von mir komme.

Seine Augen rollten, noch einmal zeigte er auf das wenige Geld auf derselben Stelle und auf seine Lumpen, hielt aber meinen Arm zurück, denn er wollte nichts annehmen, ballte seine Faust gegen das Haus und ging fort, stolz wie ein beleidigter Edelmann. Mich verstimmte diese erste Scene auf Malta.

Unser Besuch galt nun der Domkirche, die St. Johannes dem Täufer geweiht ist; sie ist eben so eigenthümlich als geschmackvoll: alle Säulen sind mit ausgehauenen Arabesken verziert, Schnörkel und schwebende Engel vorstellend. Die Wände selbst sind mit reichen vergoldetem Laubwerk und Bildern al fresco, gemalt von den Calabresen Matteo, geschmückt, auch ein prächtiger Hochaltar und reiche Monumente der Großmeister finden sich vor. In dem blankpolirten Fußboden prangen bunte Ritterwappen. Die Orgel braufte, Räuchergefäße wurden geschwungen, und die knieenden Malteserinnen schauten verstohlen von dem Himmlischen auf die irdischen Reisenden; sie ahnten vielleicht, daß Einer derselben sie besingen würde.

Des Gouverneurs Palast, einst der des Großmeisters, liegt nicht weit von hier. Es ist ein Gebäude, welches

äußerlich eben so unfreundlich, als inwendig bunt und prächtig ist. In großen Gemälden kann man hier die denkwürdigen Thaten der Malteserritter auf Rhodus sehen. Indessen prächtige Gemälde und kostbare Tapeten finden sich in den meisten Schlössern Europa's, aber was man in diesen nicht finden kann, sondern nur in dem Palaste des Gouverneurs auf Malta, ist das Arsenal. Alle Säulen hier sind schlank, hoch und ganz mit Lanzen, Streitäxten und Säbeln behängt, die auf das Malerischeste gruppirt sind, als machten sie einen Theil der Säulen selbst aus, als wären sie künstliche Schnitzwerke, eine ganz von der andern verschieden, dennoch aber in demselben Verhältniß, wodurch Alles in der unendlichen Säulenreihe Harmonie wird. In Reih' und Glied längs den Wänden stehen die leeren Rüstungen, welche die Malteserritter getragen haben, und die Wand selbst ist mit ihren Bildern, ihren Schildern und Waffen bedeckt. Zu oberst sieht man das Portrait des Großmeisters Vignacourt, gemalt von Caravaggio; eine strahlende Sonne prangt darüber, und ringsum blitzen Rosetten von Pistolen, Arabesken von Gewehren, Säbeln und Pfeilen. Die rothen Blumen am Rosalienfest können nicht kühner zu Draperien geflochten werden, als diese Waffen es sind.

Mittelst der bequemsten Treppe — ein einjähriges Kind könnte hinaufklettern — gelangt man auf das flache Dach des Gebäudes, von wo man die Stadt, die Insel und das weite Meer überschaut. Es lag

ganz still, glänzend blau und in weiter Ferne schimmerte der schneebedeckte Aetna wie eine Pyramide von carrarischem Marmor. Die brennende Sonnenhitze wurde durch die frischen Seewinde gemäßigt. Ich wandte mich gegen Africa's Küste; Malta war mir nun ein Norden, ich fühlte Sehnsucht, wie der Zugvogel im Herbste, mein Gedanke flog zum Vaterlande des Löwen, er folgte der Karawane durch der Wüste Sand, flog zu den Wäldern der Schwarzen, ruhte an den goldführenden Flüssen und träumte mit Aegypten's Königen in den wolkenbekränzten Pyramiden. Ach! Sollte ich niemals dahin kommen?

Welche Ausdehnung ringsumher! Das ganze Malta sieht aus wie ein Gemäuer im Meere! Fast nichts Grünes begegnet dem Auge, nur der gelbe Grund, der kreuz und quer von gemauerten Einfriedigungen und Gebäuden an Gebäuden durchschnitten wird; man sieht sogleich, daß dieser Ort der bevölkertste der ganzen Erde ist.

In einer der leichten, eleganten, zweiräderigen Kutschen, mit Einem Pferde und dem Kutscher an der Seite nebenher laufend, rollten wir aus dem Thore; das Ziel unserer Landpartie war Città vecchia.

Gleich vor den Festungswerken gewährte uns Alles das Bild eines africanischen Landes. Nicht Einen Baum sahen wir, nichts Grünes, das niedrige, eben hervorsprießende Korn und die üppigen, großen, indischen Feigen ausgenommen, die sich gleichsam aus der Erde und aus den alten Mauern hervordrängten.

Es war eine brennende Sonnenhitze. Der Weg führte längs der von den Malteserrittern angelegten Wasserleitung, die sehr niedrig ist; an mehreren Stellen könnte man leicht hinüber springen, und gegen die Wasserleitung bei Rom erscheint sie als Kinderspiel. Die Wege sind ganz vortrefflich. Wir kamen an einigen Windmühlen vorbei, deren eigenthümliche luftige Bauart meine Aufmerksamkeit erregte, da sie fast durch den kleinsten Luftzug in Bewegung gesetzt werden können; sie haben zwölf bis zwanzig Flügel, so daß sie eine Rosette bilden, das Gebände selbst ist ganz von Stein, nett und zierlich, eine steinerne Wendeltreppe führt zum Werke hinauf. Alle Windmühlen, die ich später auf den griechischen Inseln und an den Dardanellen sah, hatten ganz dieselbe Form, aber Malta bot mir die ersten von dieser Art dar.

Vor Città vecchia übersahen wir die ganze Insel, sie lag ohne Schatten da, mit einer Oberfläche gelb und schimmernd, wie der Sounenschein selbst. Niedrige Mauern, kreuz und quer, bildeten Einzäunungen und erstreckten sich über das ganze Land, wodurch es völlig das Ansehen einer Landkarte erhielt, auf der selbst die geringsten Grenzen angedeutet sind.

Città vecchia, der Sitz des Bischofs und vormals die Hauptstadt der Insel ist nicht unbedeutend. Die Kirche, welche St. Peter's und St. Paul's Namen trägt, ist ganz im Styl der italienischen Kirchen, groß, luftig und bunt, aber der Reisende, welcher aus Italien kommt, ist vom Beschauen der Kirchen

so übersättigt, daß selbst eine Kirche, wie diese, auf ihn keinen Eindruck macht. Wir sahen hier auch Katakomben, die ganz wie die unter Rom sind, enge unheimliche Gänge, von denen man, wenn man sie zehn Ellen lang gesehen hat, sich vollkommen vorstellen kann, wie die nächsten zehn aussehen. Im Keller unter der St. Paulskirche ist eine Höhle von geringer Ausdehnung; mitten in dieser steht eine Marmorstatue des Apostels, der hier gelebt haben soll, nachdem er im Sturm an Malta's Küste gestrandet. Aber weder die Höhle und die Katakomben, noch die Kirche machten auf mich einigen Eindruck. Ich war von solchem Anblick übersättigt; es erging mir wie vielen Reisenden: ist man an einem Orte, wo irgend Etwas zu sehen ist, dann macht man es sich zur Pflicht, dies zu thun, weil es in Büchern steht, weil darüber gesprochen wird; aber oft ist die Sache nicht der Mühe werth. Was mich in dieser Stadt interessirte, war das Volksleben: die halbverschleierten Bauerweiber, deren Augen hinter dem Schleier blitzten, das Gewühl zerlumpter Bettler und die vielen fremden Matrosen, welche sich Pferde gemiethet hatten und mit ihren blanken Hüten dahinjagten, auf denen mit goldnen, in der Sonne glänzenden Buchstaben der Name des Schiffes stand. Wir hörten hier kein italienisches Wort, der gemeine Volkshaufe verstand uns gar nicht und sprach eine Art Arabisch.

Auf dem Rückwege passirten wir eine prächtige Villa, deren schattenreiche Gärten wie ein duftendes Bouquet

mitten in dieser brennenden Wüste prangten; hohe Pfefferbäume und Palmen mit fächerförmigen Blättern reichten hoch über die Mauer; auf dem flachen morgenländischen Dache schritt eine Menge bewaffneter Türken einher. Der Fürst der Drusen, Emir Beschir, der hieher geflüchtet war, wohne dort, sagte man uns, daher sei Niemandem erlaubt, den Garten zu besehen; viele schwarze Sklaven wanderten im Hofe umher und eine prächtige Giraffe stand an der Mauer und fraß von dem grünen Laube. Das Ganze war ein so asiatisches Bild, daß es, selbst ohne die sengende Sonnenhitze, sich der Erinnerung einbrennen mußte.

Nicht weit von der Quarantaine, die groß und ansehnlich ist, liegt der englische Kirchhof. Er ist fast von Monumenten überfüllt, alle aus maltesischen Steinen gehauen. Uebrigens war kein Monument von auffallender Schönheit, keine Inschrift ergriff mich durch ihre Eigenthümlichkeit, keine großen bekannten Namen fand ich hier, dagegen aber hübsche, duftende und große Blumen. Hier war es wärmer als am schönsten Sommertage im Norden, obgleich wir erst den 17ten März schrieben.

Gegen Abend gingen wir wieder an Bord des Dampfschiffs. Die Aussicht über das Meer und das Leben dort war ein Schauspiel, das ich nie vergesse. Als die Sonne unterging, ertönte der Salutschuß und alle Flaggen unsers Schiffes sanken; nur wenige Minuten und die Nacht lag, ohne vorhergehende Dämmerung, über uns, aber eine Nacht, wie sie nur im Süden

vorkommt, klar und durchsichtig, mit funkelnden Sternen, mit Sternen, welche sprechen: „wir sind Sonnen, kannst Du daran zweifeln?“ — Das Getreibe verlor sich in der Stadt, eine schwache Musik tönte zu uns herüber, bald aber brauste sie in kräftigern Tönen von den beiden Krigsschiffen, die uns zunächst lagen; „God save the queen“ wurde gespielt und gesungen, wie ich es nie zuvor gehört, aber die Umgebung trug das Ihrige dazu bei.

Nun ertönte Tanzmusik. Auf einem der Schiffe war Ball; die Sterne selbst schienen auf dem Wasserspiegel zu tanzen. Die Böten schaukelten; erst spät konnte ich mich von diesem Anblick losreißen.

Früh Morgens wurde ich dadurch geweckt, daß man das Schiff reinigte, nachdem Kohlen eingenommen waren. Als ich hinauf kam, glänzte das Verdeck in voller Frische, man macht sich zur Abfahrt fertig; rund um uns her ertönte Schreien und Rufen, die schwimmenden Boutiquen mit ihren Krämern umringten uns; nackte Knaben bettelten, Passagiere stiegen an Bord, unser Perser saß schon auf den Kohlensäcken nahe am Schornstein; ein Beduine, gehüllt in seinen weißen Burnuß und mit Pistolen und Messern im Gürtel, lehnte sich mit dem Rücken gegen ihn, maltesische Weiber in schwarzen Schleiern hatten sich neben die Maschinerie gelagert, Griechen in bunter Tracht, mit dem rothen Feß auf dem Kopfe lehnten sich an den Schiffsbord. Bei der Fallreepstreppe standen zwei Matrosen mit eisenbeschlagenen Hellebarden Wache und hielten Ordnung. Packete, Kasten und

wurden aufgestapelt, die Pfeife des Steuermanns ertönte, der Dampf zischte aus dem Schornstein und um die Räder des Schiffes; Kanonenschüsse schallten, Flaggen wehten und in rascher Fahrt glitten wir aus Malta's Hafen, hinaus auf das offne Mittelmeer, welches so blau und still, wie ein Sammetkleid, über der Erde ausgespannt lag. Das Meer schien nur bläulicher Duft, ein fester sternenloser Himmel unter uns zu sein, und in der durchsichtigen Luft erstreckte es sich so weit, wie ich es nie zuvor gesehen; kein dunkler oder lichter Streifen begrenzte den Horizont, es war eine Klarheit, eine Unendlichkeit, wie sie nicht gemalt, nicht angedeutet werden kann, außer durch die ewige Tiefe der Gedanken.

XXII.

Einige Tage auf dem Mittelmeere.

Friedlich lag das weite Meer; man fühlt keine Bewegung im Schiffe, man konnte gehen, wohin man wollte, auf und ab, als sei es fester Boden; nur indem man das Kielwasser betrachtete, sah man die Fahrt des Schiffes, wie es sich weiter und weiter von Malta's gelben Klippen entfernte.

Wir hatten sieben junge spanische Mönche an Bord; sie konnten ein wenig Italienisch sprechen, waren sämmtlich Missionäre und gingen jetzt nach Indien. Der Jüngste von ihnen war sehr hübsch, bleich und melancholisch; er erzählte mir, daß seine Eltern noch lebten,

daß er aber seit seinem sechzehnten Jahre seine Mutter nicht gesehen habe, die ihm so theuer sei. „Nun sehe ich sie nicht früher wieder als im Himmel!“ seufzte er. Er verließ mit schweren blutenden Herzen Europa, aber er erkannte, daß er müsse; es war ja sein Beruf, er stand ja in Gottes Dienst. Er, wie die andern Brüder, gehörten zu den Theresianermönchen, ein Orden, gestiftet von der heiligen Theresia.

Den Meisten am Bord war ich Der, welcher ihnen am fernsten hergekommen zu sein schien; ich kam vom Norden.

„Von Dänemark?“ wiederholte unser römischer Geistlicher, der nach Jerusalem ging. „Dänemark! Sie sind also ein Amerikaner?“

Ich erklärte ihm, daß Dänemark weit von Amerika entfernt liege; er aber schüttelte ungläubig den Kopf.

Wir hatten einen päpstlichen Gesandten am Bord, der nach dem Libanon ging. Dieser war der einzige Italiener, welcher Einiges von Dänemark wußte. Er hatte eine in Rom lebende dänische Prinzessin gekannt und war in ihren Soiréen gewesen; er wußte, daß es einen Thorwaldsen gebe und daß ein Tycho de Brahe existirt habe. Ich habe später die Bemerkung gemacht, daß Tycho de Brahe derjenige Däne ist, durch den Dänemark im Auslande am bekanntesten geworden; Tycho ist unser berühmtester Landsmann — und wir verjagten ihn! — Dänemark ist groß als

Mutter, aber sie ist oft keine gute Mutter gegen ihre besten Kinder.

Mitten am Tage erblickten wir noch Malta; von Sicilien dagegen sahen wir nur den schneebedeckten Aetna, aber deutlich und groß, er schimmerte, als sei er eine Pyramide von weißem, sonnebeleuchtetem Marmor. In der See war keine Wellenbewegung, es war als glitten wir durch die Luft. Ein ungeheurer Delphin, größer als ein Pferd, wälzte sich einige Mal dicht neben dem Schiffe, die Sonne schien auf seinen nassen, glänzenden Rücken. Melodieen aus der „weißen Dame“ klangen zu uns herauf vom Fortepiano in der Kajüte, und die lustigen Matrosenjungen hingen im Tauwerk und sangen: „quel plaisir d'être matelot!“

Die Commandopfeife ertönte, die Matrosen machten ihre Manövers. Die Mittagsglocke läutete. — Als wir unsern Kaffee tranken, sank die Sonne roth und groß hinab, das Meer glänzte wie Feuer.

Die Sonne war untergegangen, die Sterne traten hervor mit ihrer Pracht, wie ich sie nicht auszusprechen vermag. Welches Gewimmel! Welcher Glanz! Venus schien als sei sie der Mond selbst, ihre Strahlen warfen einen langen Schweif auf die Meeresfläche, die sich sanft bewegte, als athme das Meer leise. Tief am Horizont, über Afrika's Küsten, stand ein Stern, roth scheinend, wie Feuer; unter diesem Stern jagte nun der Beduine auf seinem wilden Pferde, unter diesem Stern zogen die Karawanen durch den glühen-

den Sand. Wie schön, unter dem Zelte neben der Tochter Afrika's zu sitzen! — Der Stern trieb Flammen durch das Blut. Ich saß am Schiffsbord, sah hinaus auf die Meeresfläche. Phosphorische Funken blitzten durch das Wasser; es war als ginge man auf dem Meeresgrunde mit Fackeln, und diese leuchteten plötzlich empor, sie kamen und verschwanden, als wären diese Flammen der sichtbare Athem des Meeres.

Schon um neun Uhr war ich in meiner Koje und schlief sogleich ein, während das Schiff seine Fahrt emsig fortsetzte. Als ich am frühen Morgen wieder auf das Verdeck stieg, wurde es gereinigt; alle Hände waren in Bewegung, bald glänzte der Fußboden weiß und rein, daß es eine Lust zu sehen war. Am Vordertheile, wo die Anker und Taue lagen, hatten die Matrosen ihre große Wäsche, und diese war ganz eigenthümlich. Sie wuschen besonders Beinkleider, die sie ausgebreitet auf's Verdeck legten, Seewasser darüber gossen und sie dann mit einem gewöhnlichen, etwas abgenutzten Reisbesen, zwischen dessen Reiser sie ein Stück Seife gesteckt hatten, fegten oder richtiger scheuerten.

Zwei rasche Schiffsjungen, klein, aber flink wie Eichhörnchen und voll Schelmstreiche, schlachteten Hühner und hielten vor jedem Abschlachten eine humoristische Rede an das Huhn; immer endigte diese mit einem „voila!" und das Messer fuhr über den Hals.

Wir bemerkten eine geringe Bewegung in der See, aber so wie die Sonne höher stieg, wurde sie wieder

ganz still, wie am vorhergehenden Tage. Keine Flußschifffahrt kann hinsichtlich der Ruhe mit dieser, verglichen werden; hie und da, weit hinaus, deuteten einige dunkelblaue Flecke auf der ausgedehnten, sonnebeleuchteten Meeresfläche an, daß ein Lüftchen dort den Wasserspiegel kräusele. Malta war nun nicht mehr zu sehen, aber der Aetna stand klar und deutlich am Horizont; gegen Nordost erblickten wir die weißen Segel eines Schiffes, es war das erste Fahrzeug, das wir gesehen, seitdem wir Malta verließen.

Vorn frühstückten die Matrosen. Jeder erhielt eine Portion Wein, Zwiebeln und Brot; alle waren sehr munter, sie hatten ihren Witzbold und Einen, über den sie witzeln konnten.

Der Perser in dem grünen Kaftan und mit seinem weißen Shawlturban saß immer einsam und spielte mit seinen Ohrringen oder seinem Säbel, Niemand sprach mit ihm, und er mit Niemandem; inzwischen spielte ein Lächeln um seinen Mund, als gingen frohe Erinnerungen durch seine Seele, oder dachte er vielleicht der Heimkunft, des Vielen, was er von Land und Meer zu erzählen hatte? — Ich ging an ihm vorbei er ergriff mich plötzlich am Arm und sagte einige persische Worte, die ich nicht verstand, aber er lachte, nickte und deutete auf die Seite des Verdecks Meinen freundlichen Morgengruß vergalt er mir dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf eine kleine Begebenheit lenkte, die sich bei uns während der Fahrt über das Meer ereignete. Ein kleiner Vogel war ermüdet in's

Tauwerk herabgesunken und glitt nun ganz auf das Verdeck. Er war so entkräftet, daß er die Flügel nicht mehr zu erheben vermochte. Es versammelten sich um ihn eine Menge Zuschauer, und ich wurde über den römischen Geistlichen ganz böse, weil dieser ihn sogleich wollte braten lassen, er meinte, er müsse ganz ausgezeichnet schmecken.

„Unser kleiner beflügelter Pilger soll nicht gegessen werden,“ sagte ich; einer der Lieutenants nahm ihn in Schutz, setzte ihn auf ein Segel, das als Zelt über dem ersten Platz ausgespannt war, gab ihm dort einen Teller mit Wasser und Brotkrumen, und der Vogel war den ganzen Tag unser Gast, ja auch während der Nacht; erst am folgenden Tage flog er vom Schiffe fort und zwitscherte während seines Flugs, als wolle er seinen Dank aussprechen für die gute Behandlung.

Es war für uns Alle eine große Begebenheit; bald aber suchte Jeder seine Beschäftigung, Einer am Clavier, ein Anderer bei einem Buche, Einige spielten Karte, Andere spazierten auf und ab. Der Beduine saß auf den Kohlensäcken, schweigsam wie ein Geist, die Augen blitzten in dem braunen Gesicht, unter dem weißen Burnuß, die nackten, schwarzbraunen, kräftigen Beine ragten hervor. Der Perser spielte mit seinem großen Säbel, schlug an seine Pistolen oder drehte die silbernen Ringe in seinen schwärzlich-braunen Ohren. Der Capitain copirte aus meinem Album ein Bild von Marstrand: ein Geiger, der an Christian in „Nur

ein Geiger" erinnern sollte; jetzt hängt es in des Capitains Kajüte, und jährlich segelt der „Geiger" zwischen Marseille und Konstantinopel auf dem stolzen Schiffe: „Leonidas." Ich selbst unterrichtete einen der französischen Officiere im Deutschen, er übersetzte Schiller's „Theilung der Erde."

Die Zeit verging vortrefflich; am Mittagstisch herrschten Fröhlichkeit und gute Laune. Der Sonnenuntergang war unendlich schön! Die Sterne wimmelten so klar, so strahlend hervor. Es war nicht möglich, die Bewegung des Schiffes zu bemerken, nur indem man sein Auge auf das Tauwerk und die Sterne heftete, sah man sie, es war als drehe sich der Sternenhimmel und das Schiff liege still. Es lag etwas so Erhebendes, so Poetisches in diesen Abenden auf dem ruhigen, unendlichen Meer, daß mir der Ausdruck dafür mangelt. Diese äußere Ruhe spiegelte sich in meiner Seele ab. Daheim im Norden hatten nur wenige Minuten meines Lebens mir gebracht, was ich hier in ganzen Stunden genoß.

Noch erblickten wir, gleich einer weißen Pyramide, im Nordwesten den Aetna, ringsum war sonst nur das unendliche Meer zu sehen; aber gegen Mittag zeigte sich meinem Auge im Nordosten ein weißer Fleck, es konnte kein Schiff sein, dazu dehnte es sich zu weit aus, möglicherweise aber war es eine Wolke. Ich glaubte es sei die griechische Küste, und befragte den Capitain; er schüttelte den Kopf und sagte, daß wir erst am nächsten Tage Griechenland erblicken könnten,

welches freilich in derselben Richtung liege, wo ich jetzt Land sehen zu können glaubte. Weder er noch einer der Passagiere sahen Etwas.

Als ich nach dem Mittagsessen, kurz vor Sonnenuntergang, denselben Punkt suchte, strahlte dieser eben so stark als jetzt der Aetna. Nein, das konnte keine Wolke sein, es hatte seine Gestalt nicht verändert, es stand noch in derselben Richtung wie vor drei Stunden.

Der Capitain nahm sein bestes Fernrohr und rief: „Land!"

Ja, es war die griechische Küste! Es war eine Bergspitze bei Navarin; mit Schnee bedeckt strahlte sie in der klaren Luft. Ich hatte von Allen zuerst Griechenland entdeckt.

„Nie habe ich zuvor gehört," sagte der Capitain, „daß Jemand mit bloßen Augen zu einer und derselben Zeit, vom Mittelmeer aus, den Aetna und die griechische Küste habe sehen können. Das ist merkwürdig!" Als ich dieses später in Athen erzählte, äußerte dort ein Gelehrter, daß er neulich in einer Kritik über ein englisches Werk dieselbe Merkwürdigkeit gelesen, aber der Recensent sie auf das Stärkste bezweifelt habe. Sie ist aber wirklich da, ich selbst habe sie gesehen. Der Schnee auf dem Aetna und der Schnee auf den griechischen Bergen macht es im klaren Sonnenschein möglich, hier im Osten und Westen zugleich Land zu erblicken.

Griechenland! Vor mir sah ich also dieses große

Vaterland des Geistes! Unter jenem Berge erstreckten sich Arkadien's schöne Thäler! Tausend Gedanken, wie eine Schaar Zugvögel, einer verschieden von dem andern, flogen nach diesem leuchtenden Berge. — Aber die Sonne sank und der Gedanke schwang sich von den Erinnerungen der Erde hinauf zur Schönheit des Himmels.

Am nächsten Morgen war ich vor der Sonne auf, es war der zwanzigste März. Blutroth, wie ich sie nie gesehen, und wunderbar oval erhob sich die Sonne, der Tag strömte aus über das ruhige Meer und vor uns zur Rechten lagen klar und deutlich, aber fern, sehr fern, Morea's Küsten. Es war das alte Lacedämon, welches wir erblickten. Eine steile Felsenwand senkte sich lothrecht in's Meer, und im Innern des Landes erhoben sich schneebedeckte, malerische Berge. O, wie jubelte mein Herz!

— — Ich sehe die glänzende Luft, und den leuchtenden Strand!

Und die Bergküste dort ist Griechenland!

XXIII.

Panorama von Südmorea und den Cykladen.

Wir näherten uns Morea, dem Maulbeerlande, wie der Name andeutet, welchen es wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Maulbeerblatt erhalten hat. Dort strömt der Eurotas, dort lag das alte Sparta, dort findet man Agamemnon's Grab! — Dieselben

Felsenumrisse, in demselben Sonnenlicht, mit denselben Schlagschatten, wie wir sie jetzt erblicken, zeigten sich den Phöniciern und Pelasgern; die Brandung tobte damals auf dieselbe Weise als jetzt. Unverändert steht die ganze Scene. Wir segelten dicht unter Cap Matapan's Felsenwand; kahl, ohne Vegetation erschien die ganze Küste; starke Wogen brachen sich an den Felsen, wo keine Gemse kletterte, wo kein Hirte oder Jäger zu erblicken war. Doch selbst in dieser nackten Wildniß hatte hier jeder Fleck Werth und Interesse, weit mehr als oft die reichste Landschaft, denn es war ja Griechenland, das wir erblickten. Das verwelkte Veilchen, welches wir in unserm Gesangbuch als Andenken verwahren, ist uns von größerm Werth, als die frische duftende Rose; Erinnerungen spenden Farben und Duft, wie man sie nicht in der Wirklichkeit findet.

Wir passirten den äußersten Punkt des Landes der Mainotten, des spartanischen Geschlechts, welches noch nie unterjocht worden ist, eines Volkes, muthig und tapfer, roh und wild, aber gastfrei, wie zu den Zeiten Lykurg's*).

Nach einer Fahrt von einigen Stunden lag zur Rechten die Insel Cerigo.

„Cythere!“ rief unser lustiger Franzose, „von

*) Der Name Mainotte wird von dem griechischen Worte μανια abgeleitet, als die Raserei und Wildheit anzeigend, mit der sie auf ihre Feinde eindringen.

diesen Felsen flog Venus auf ihrem von Tauben gezogenen Wagen! Mir sagt eine Ahnung, ihr Geschlecht sei noch hier. Hier ist der echte griechische Marmor, hier sind die echten griechischen Rosen, beide verwandeln sich in Fleisch und Blut. Laßt uns Anker werfen und der Göttin huldigen, die noch einen Altar in der Brust jedes Menschen hat!"

Unser Dampfschiff fuhr vorüber. Die See wogte stark, der Wind blies von den Bergen, Morea streckte das nackte Cap Malio hinaus in die schäumenden Brandungen. Wie wild und einsam war dieser Anblick! und hier lag eine Menschenwohnung, die Hütte eines Eremiten, ganz von der Welt abgeschlossen, von kreischenden Seevögeln umflattert, dicht an dem brausenden Meere. Es war, selbst mit bewaffnetem Auge, unmöglich, einen Felsenpfad zu entdecken, auf welchem Menschen zum Einsiedler hinabsteigen könnten.

Die Hütte war niedrig und klein; die Stelle von Thür und Fenster vertrat ein Loch; dicht daneben bewegte sich ein Mensch, es war der Einsiedler vom Cap Malio, das erste lebende Wesen, welches wir auf Griechenlands Küste erblickten. Wer war er? Was hatte ihn hinausgetrieben in diese wilde Einöde? Niemand beantwortete unsere Fragen. Ihn und seine Hütte hat man hier seit vielen Jahren gesehen. Schiffe mit ihrer kleinen Menschenwelt gleiten vorüber, er schaut auf sie, wie auf Traumbilder, er schaut auf sie, wie auf die weißen Möven; er spricht sein Morgen=

und Abendgebet, wenn das Meer ruht und wenn es im Sturme seinen mächtigen Choral singt.

Wir entfernten uns immer mehr. Gegen Nordwest erhob sich aus der schäumenden See ein wie ein gigantischer Helm geformter Felsen*); die Abendsonne färbte ihn mit ihren rothen Strahlen, ich sah ihn als Vorboten der Cykladen an, aber erst in der Nacht konnten wir uns diesen nähern.

Schon in der Morgendämmerung war ich auf dem Verdeck; ein Paar Segelschiffe fuhren dicht an uns vorbei, als seien es riesengroße Seevögel, die das Tauwerk unsers Schiffes mit ihren weißen Fittigen schlagen wollten.

Himmelhohe, kahle Steinmassen thürmten sich aus dem Wasser empor; es war die Insel Melos, welche von Feuer und Wasser ausgehöhlt ist, es waren Sifanto, Serfo und Thermia; wir segelten wie in einem Canal zwischen den beiden letztgenannten. Magnetgruben findet man unter der Steinrinde, duftende Rosen darüber, aber der Reisende erblickt keine von diesen, die Küste zeigt sich nackt und wild.

Die Sonne ging auf hinter den Bergen der Insel Mykone, sie bestrahlte Paros und Antiparos, aber kein Marmorfelsen schimmerte hier, todt und schwer lag die graue Klippe im Wasser; nichts ließ uns die mächtige Stalaktitengrotte mit ihren Wundern ahnen. Wir sahen den Felsen von Naxos, wo

*) La belle poule.

Ariadne weinte, wo die Mänaden mit aufgelösten, über die schönen Schultern herabfallenden Haaren in den sternenhellen Nächten tanzten und Bacchus in ihren Hymnen besangen, aber hohe Felsen verbargen uns die weinbewachsenen, üppigen Thäler; ernst deutete Dia, des Zeus heiliger Berg, gen Himmel aus welchem die Menschen die alten Götter vertrieben hatten.

In unserer Schulzeit nennen wir die Classiker „trocken“, aber noch trockner zeigen sich die classischen Inseln. Doch geht es mit den meisten derselben, wie mit jenen Schriftstellern, man muß nur in sie eindringen, und dann sehen wir Weinstöcke ihre saftigen Zweige über die sonnebeleuchteten Thäler schlingen, wir sehen Erinnerungen der Vorzeit als großartige Gedanken im Werk eines Dichters; schöne Frauen begrüßen uns und der Gruß der Schönheit ist wie die Melodieen unserer liebsten Gesänge.

Das Schiff steuerte nach einer ganz kleinen Insel, auf welcher ein weißer, schlanker Leuchtthurm stand, und indem wir vorbeikamen, eröffnete sich uns Syra's Hafen. Wie ein Hufeisen um den Golf gebogen, lag dort eine Stadt mit schimmernden, weißen Häusern, als sei es ein Lager von Zelten auf der grauen Bergseite. Es war ein kleines Neapel, das Schloß des Bischofs hoch auf dem Berge erinnerte ganz an Sanct Elmo. Ich hatte mir alle griechischen Städte nur als Ruinen und Lehmhütten gedacht, die Stadt auf Syra aber sah malerisch und einladend aus.

Eine ganze Schaar griechischer Böte ruderte zu uns heraus und lag schon an der Leeseite unsers Schiffes; dessenungeachtet stießen sie in jedem Augenblick gegen einander, denn die See wogte stark. Ich ließ mein Gepäck in eines der nächsten gleiten und sprang selbst nach; vom Dampfschiffe tönte mir ein Lebewohl von den Freunden, die ich dort in Kurzem gewonnen hatte und nun wahrscheinlich in dieser Welt niemals wiedersehen sollte.

Die Matrosen setzten die Ruder in Bewegung, es ging nach dem Lande, aber wir waren noch weit draußen; die Wellen schaukelten unser Boot, als sei es eine Apfelsinenschale, es war dem Umschlagen nahe in dem starken Wogengange, die Wellen spritzten über uns hin; endlich gelangten wir in den Hafen, wo Schiff an Schiff, Boot an Boot lag.

Der ganze Quai war mit Griechen angefüllt, welche enge Wämser, weiße Fustanellen und rothe Mützen auf den Köpfen trugen; es war ein Rufen und ein Schreien! Ein alter Kerl reichte mir die Hand: „καλη ἡμεϱασας“ und ich stand auf griechischem Boden. Dankbarkeit gegen Gott, Freude hier zu sein und doch das Gefühl der Verlassenheit erfüllten mich in diesem Augenblicke.

In dem französischen Dampfschiff-Comptoir erfuhr ich, daß das österreichische Dampfschiff erst in sieben Tagen eintreffe, das griechische war beschädigt und ging daher nicht; aber eine Gelegenheit zeigte sich mir hier selbigen Tages, wenn ich mich darein finden wollte, meine An-

kunft im Piräeus mit der Quarantaine einiger Tage zu beginnen. Das französische Kriegs-Dampfschiff Lykurg, welches von Alexandria gekommen war, wo gerade jetzt die Pest wüthete, hatte schon seit mehreren Wochen mit Quarantanieflagge hier bei Syra gelegen, heute Abend wollte es nach dem Piräeus segeln und dort in drei Tagen seine Quarantaine beendigen. Ich nahm sogleich ein Boot und schiffte wieder hinaus auf die unruhige See, hin zum Lykurg, wo die grüne Flagge wehte; mein Gepäck wurde in ein leeres Boot hinübergeworfen, das mittelst eines Taues an der Fallreepstreppe hing, die Matrosen zogen, meine Sachen waren am Bord; nun erst konnte ich meine Wanderung in der Stadt anfangen.

Dicht am Quai stand ein offener, hölzerner Laden mit einem Lehmboden und rohen Balken, die eine Decke trugen, welche sich doch nur über die halbe Stube erstreckte, die andere Hälfte hatte als Decke nur das Dach. Es war ein Kaffeehaus. Ringsum, an kleinen hölzernen Tischen, saßen Griechen und Fremde. Ueber dem Feuer stand die Kaffekanne; ein hübscher Griechenknabe rührte mit einem Stabe darin herum, den er zwischen beiden Händen drehte, damit der Kaffee gleichmäßig dick werde, und dann goß er ihn brodelnd in die Tasse*);

*) Der Kaffee in Griechenland und dem Orient ist ganz vortrefflich, ja so ausgezeichnet, daß der Reisende, welcher aus diesem Lande kommt, nicht sogleich an demjenigen Geschmack finden kann, der auf gewöhnliche europäische Weise bereitet wird. Man trinkt das Dicke mit, der Kaffee ist dick, aber nicht körnig, er ist zu Mehl gemahlen, ganz wie Chokolade.

— zwei russische Matrosen tanzten nach einer erbärmlichen Violine, die ein alter Grieche strich.

Ich ging tiefer in die Stadt hinein; die Straßen waren sehr schmal, und in der ersten, die sich um den Golf schlängelt, war Boutique an Boutique, jede wie ein umgekehrter Kasten, hier wurden Kleidungsstücke, Feß, Saffianschuhe, Früchte und Eßwaaren verkauft. Vor dem Hotel de la Grèce saßen auf einem bunt gemalten, hölzernen Altan Griechen und orientalisch gekleidete Leute, alle mit langen Pfeifen. Nur einen einzigen Ausländer traf ich, es war ein Russe, der mich sogleich fragte, was ich in diesem verwünschten Lande, bei diesen Menschen wolle? „Alle sind Schurken,“ sagte er, „verflucht seien alle Schriftsteller und Lamartine's, die diese Länder beschreiben, so daß man Lust bekommt, sie zu bereisen! Ich möchte einen dieser Windmacher hier haben, ich wollte ihn fuchteln! — Ich komme von Konstantinopel, ich habe die Reise zu Lande längs der Küste gemacht und bin von den Albanesen geplündert worden, jeden Fetzen haben sie mir genommen, meinen Diener todt geschlagen; hier lieg ich nun und warte auf Creditiv und Geld. Es ist ein niederträchtiges Land, ein schlechtes Volk! Was wollen Sie im Orient?“ — Das war ein sehr angenehmer Empfang. Indessen ging ich doch zum Barbier hinüber und setzte mich zwischen die andern Griechen auf die hölzerne Bank längs der Wand, ein lederner Riemen, der an der Mauer befestigt war, wurde mir um den Hals gespannt, das scharfe Messer flog, leicht wie eine Feder über das ganze Gesicht,

welches später mit Eau de Cologne besprengt wurde. Der Barbier fragte, ob ich ein Engländer sei, und als ich antwortete, ich sei ein Däne, drückte er mich an sein Herz und rief: „bravi Americani!“ Ich versicherte wieder, ich sei kein Amerikaner, sondern ein Däne; er nickte froh, legte die Hand auf's Herz und erzählte, soweit ich verstand, wie lieb die Amerikaner allen Griechen von den Zeiten des Freiheitskampfes her wären, wo die amerikanischen Schiffe ihnen Proviant brachten.

Ich wanderte durch die Straßen; sie wimmelten von Menschen, aber ich sah keine einzige Griechin. Alle Fenster waren von innen mit Jalousien oder langen Gardinen geschlossen. Bald gelangte ich in weniger volkreiche Straßen, welche höher hinauf am Bergabhang lagen; vor den meisten Häusern war eine Art von Vorhalle mit einer großen Laube, durch einen einzigen Weinstock gebildet; Blumentöpfe standen auf den Mauern und den flachen Dächern der Häuser, die Straße war vor den einzelnen Gebäuden mit Mosaik gepflastert, die Steine bildeten Sterne und Rosetten. Ich ging in die Hauptkirche, die im Verhältniß zu den italienischen und denen, die ich auf Malta gesehen, klein und unbedeutend war, dagegen im Verhältniß zu den übrigen Kirchen in Grichenland von einer ansehnlichen Größe. Der Altar strahlte von Vergoldung und heiligen Bildern; große silberne Lampen hingen in einer Reihe über die ganze Breite der Kirche; ein Paar kleine Knaben spielten. Mein Gemüth war zur Andacht gestimmt. Der einzige mir hier Bekannte war

— Gott! Ich hätte meine Kniee beugen mögen, um mein Haupt an sein Herz zu legen! Und in meinen Gedanken that ich es.

Der am höchsten gelegene Theil der Stadt ist noch im Bau begriffen; die Straße gleicht einem Weg in einen Steinbruch. Brocken und Stücke von Felsen lagen umher, wo die Häuser erbaut wurden. Aber die Aussicht über die Stadt und den Hafen nach der kleinen Insel mit dem schlanken weißen Leuchtthurm war prächtig. Auf der entgegengesetzten Seite des Golfs befand sich die Quarantaine; ich sah die Inseln Tenos, Delos, Naxos und die Spitzen von Andros. Indem ich mein Auge auf diese Inseln heftete, glitt ein Dampfschiff vorüber, ich erkannte die Flagge! Es war Leonidas, welcher unter den Küsten von Delos verschwand. „Lebewohl! Lebewohl!" rief ich, Niemand hörte es, fort war das Schiff, ich erblickte nur den Rauch, der noch, wie eine Wolke, zwischen den Inseln schwebte.

Gegen Abend gingen wir an Bord des Lykurg. Stark wogte die See; zwei lustige Griechen ruderten, und jedes Mal, wenn die Wellen das Boot emporhoben, daß wir dem Umschlagen nahe waren, jubelten sie laut. Fremde Gesichter empfingen mich am Bord. Bei Sonnenuntergang lichteten wir die Anker und das Schiff steuerte nordöstlich um Syra herum, wo wir in ruhiges Wasser kamen. Es war ein schöner sternenheller Abend. Noch hatte ich mit Niemand Bekanntschaft gemacht; ich saß auf der Kanonenlaffette und schaute den

prächtigen Himmel an; ein fremder, morgenländisch gekleideter Mann wandte mir den Rücken zu, ich betrachtete ihn, er sah sich um, nickte freundlich und griff an seinen Turban. Er war der Perser, mit dem ich von Neapel gesegelt war. Dies war mein einziger alter Kamerad vom „Leonidas“; er schien gleich mir durch unsere Begegnung erfreut zu werden; also auch er wollte nach Athen und von da nach Hause. Er bot mir einige Früchte, ich bot ihm wieder einige andere an, aber Keiner von uns konnte sich durch ein Wort dem andern verständlich machen. Ich deutete auf den schönen Sternenhimmel, er faßte an seinen Turban. Mir schien doch, daß ich Etwas sagen müsse, sei es auch nur eine Tirade aus einer Sprache, die mit der seinigen verwandt war, wußte aber nichts Anderes, als die erste Zeile der Genesis auf Hebräisch; man hilft sich so gut wie man kann. Ich deutete auf die Sterne und sagte: „Bereschit Barah Elohim Et Haschamajim Weet Haarez!“ und er lächelte, nickte und wollte nun auch Alles sagen, was er von einer Sprache wußte, die er für die meinige hielt. „Yes, Sir, verily! verily!“ Das war unsere ganze Conversation. Keiner von uns wußte mehr, aber gute Freunde waren wir.

XXIV.

Der Golf des Piräeus.

In der frühen Morgenstunde hörte ich den Anker fallen; ich ging auf's Verdeck, wir lagen im Golf des Piräeus, der wie ein kleiner Landsee aussah. Die Insel Aegina, über deren Bergen sich die noch höheren von Morea erhoben, einer kühner als der andere emporstrebend, schienen den Einlauf zu schließen, der etwas schmal ist; zwei schwimmende Tonnen dienen als Wahrzeichen und Abends trägt jede derselben eine Laterne als Leuchtfeuer. Ich zählte im Piräeus ungefähr 130 Häuser; hinter diesen und hinter einem steinigen, gelben Erdboden und graugrünen Oelbäumen erhob sich der Lykabettos und die niedriger liegende Akropolis; die Berge Hymettos und Pentelikon schließen das Gemälde, welches ein steiniges, hartes Aussehen hat; „das steinige Attika" nannten es auch die Alten. — Zur Linken liegt eine kleine Halbinsel mit einigen Sträuchern, einer hochstehenden Windmühle und dem neuen Quarantainegebäude; zur Rechten erstreckte sich eine kahle, steinige Ebene hinaus zu dem Parnes-Gebirge, dessen theils wellenförmige, theils unterbrochene Linien von großer malerischer Wirkung sind.

In diesem Golf, wo Themistokles jährlich sechzig Galeeren vom Stapel laufen ließ, lagen jetzt nur wenige kleine griechische Schiffe und ein Boot, dagegen mehrere große englische, französche und österreichische Fahr-

zeuge nebst zwei Dampfschiffen, außer dem unsrigen; geputzte Griechen ruderten an uns vorbei, und später am Tage kam ein Boot mit Dänen, die mich bewillkommneten.*) Es gab Viel zuhören, Viel zu beantworten! Dänische Zungen sprachen Liebe für Dänemark, Begeisterung für Griechenland aus; aber nur aus einiger Entfernung konnten wir mit einander sprechen, denn unser Schiff lag in Quarantaine, erst am Morgen des dritten Tages sollte diese zu Ende sein.

Schnell verfloß der Tag und gegen Abend begann ein Schauspiel, wie ich es nie gesehen, das Niemand durch Farben oder Worte wiederzugeben vermag. Die Berge Hymettos und Pentelikon, welche bei Tageslicht ein graues Aussehen haben, wurden bei Sonnenuntergang roth, als wären sie aus allen Rosen Griechenlands aufgeführt. Das ganze Thal erhielt einen blaßrothen Schimmer, doch nicht so, als ob man es durch einen rosenfarbenen Schleïer sähe, nein, hier war keine Spur eines luftigen Nebels, alle Gegenstände lagen so klar, so wunderbar nahe da, und doch empfand das Auge, daß sie meilenweit entfernt waren. Aegina und die Berge auf Morea waren stärker in Lila gefärbt; eine Bergreihe erhob sich hinter der andern, jede in verschiedener Färbung von dem Blaßroth bis zum Schwarzblau. Nun sank die Sonne, der Signalschuß

---

*) Der Professor Köppen, welcher als Lehrer bei der Militairschule im Piräeus angestellt ist, war der Erste, den ich kannte.

ertönte, die Flaggen fielen, — welche Einsamkeit! Kein Baum, kein Strauch war zu erblicken. Welche Stille zwischen diesen Bergen, welche Ruhe über dieser ausgedehnten Ebene, welche Durchsichtigkeit dieser Luft! Jupiter funkelte schon unendlich hoch droben, der Himmelswagen schien noch entfernt, aber während ich ihn betrachtete, rollte er mit der Nacht näher, die Sterne wimmelten hervor, mehr und immer mehr, als wolle sich der ungeheure Raum mit Kugeln füllen, als solle der blaue Grund von einem strahlenden Licht verdrängt werden. Die Sterne glänzten in der Luft, sie glänzten im Wasser mit dem bläulichen Schimmer der Edelsteine. Vom Piräeus ertönte der Gesang der Matrosen; eine Fackel war am Strande angezündet, die Leute gingen vor den Häusern mit Lichtern in den Händen; mitunter hörte man ein Ruder im Wasser plätschern, indem ein Boot vorbei glitt, sonst war Alles still; selbst die Möven, welche uns schreiend umkreist hatten, waren zur Ruhe gegangen.

Welche Kirche Gottes mit Monumenten, Gräbern und großen Erinnerungen! Die Stille des Abends war die schönste Seelenmesse für die Todten.

Ende des zweiten Theils.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Rom und Neapel.

Druck von F. Thiele in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian,

Ausgewählte Werke

Bd.: 11

Leipzig 1873

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 90 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256613-0